Motto:

Es ist etwas faul — im Staate Dänemark

(Shakespeare.)

Kirchliche und Staatliche Dinge

Bremen.
Verlag von Eduard Hampe.
1893.

Betrachtungen eines Einsiedlers

über

kirchliche und staatliche Dinge.

Es ist etwas faul —
im Staate Dänemark.
(Shakespeare.)

Bremen.
Verlag von Eduard Hampe.
1893.

Druck von A. Hopfer in Burg.

Inhalt.

I.

Gott.

„Die Thoren sprechen, es ist kein Gott.“ Die neuere Naturforschung aber lehrt, daß aller Stoff aus Atomen, unteilbaren kleinsten Kügelchen besteht. Ein Atom ist nicht ein totes Ding, sondern eine Summe von Kräften, die so eng und unlöslich vereinigt sind, daß sie trotz etwaiger Wirbelstürme, die in ihm stattfinden, ewig bei einander bleiben und auf die nächsten Atome einwirken oder von ihnen beeinflußt werden.

Nirgends existiert ein toter Stoff, sondern das ganze Weltall ist eine Ansammlung von lebendigen Kräften. Selbst das scheinbar Starrste, wie Basalt und Granit, ist aus lebendigen Kraftcentren zusammengesetzt. Das Eisen zieht sich im Winter zusammen, im Sommer dehnt es sich aus; leicht wird es magnetisch. Der Marmor ist schwer, wehrt sich gegen Bearbeitung; mit Säure verbunden braust er und erzeugt Kohlensäure. Die chemische Verwandtschaft bindet und trennt die Elemente. Die Anziehungskraft hält die Gestirne in ihrer Bahn. Alle diese Kräfte sind Arten der Bewegung.

Der Engländer Tyndall hat durch großartige Experimente gezeigt, daß man eine Kraft allmählich in alle anderen Kräfte verwandeln kann. Aus der durch Sonnenlicht erzeugten Steinkohle kann Wärme, Wasserdampf, Bewegung, Elektrizität, Licht, Feuer, Schall, chemische Zersetzung von Stoffen, galvanische Vergoldung werden. Und die ursprüngliche Kraft geht nicht verloren, sondern bleibt erhalten. Professor Koch in Karlsruhe hat durch unglaublich mühsame und geistvolle Versuche gefunden, daß Elektrizität und Licht mit derselben Geschwindigkeit durch das Weltall reisen: in acht Minuten zwanzig

Millionen Meilen. Da sich beide auch in anderen Eigenschaften ähnlich, liegt die Vermutung nahe, daß sie beide im Wesen dasselbe sind. Die Lichtstrahlen erzeugen beim Berühren eines Gegenstandes leise Töne, welche man im Photophon hören kann. Kurz, die Forscher hoffen, endlich die Einheit aller Naturkräfte nachweisen zu können.

Wenn man nun mit den Materialisten annähme, daß außer dem Stoffe nichts existiere, wäre zunächst zu erwidern, daß nach ihrer eigenen Behauptung eben dieser Stoff eine Summe von Kräften ist, Kräfte aber geistiger Natur sind, nur aus ihren Wirkungen erschlossen werden. Ferner: alle diese geistigen Kräfte wirken nach bestimmten, unveränderlichen, ihnen eingeborenen Gesetzen. Gesetze aber sind wieder geistiger Natur. Wenn die scharfsinnigsten Köpfe nach emsiger Arbeit von vielen, vielen tausend Jahren mit ihrem Geiste erst die einfachsten Gesetze und Formeln der Naturkräfte aufgefunden haben, wie sehr muß der in jenen Kräften thätige Geist dem menschlichen überlegen sein! Alles, was wir wissen, ist nur dem Geiste und Sinne der Natur abgelauscht. Nur wer die Natur studiert, lernt etwas; unserem eigenen Denken und Wähnen entspringen nur Phantasiegebilde. „Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquicket die Seele." Es ist ein Streit um Namen, also um nichts, ob man diesen alles durchdringenden, erfüllenden, alles seienden Geist Gott oder Geist Gottes oder Natur oder Kraft nennt.

II.

Theodicee.

Das griechische Wort Theodicee heißt auf deutsch „Rechtfertigung Gottes". Der erste große deutsche Philosoph Leibniz, der Freund der geistreichen preußischen Königin Sophie Char-

lotte, hat in französischer Sprache ein Werk dieses Namens verfaßt. Durch das Erdbeben, welches 1755 Lissabon verschlang, wurde die Frage: „wie ist die Gerechtigkeit Gottes mit dem Übel in der Welt zu vereinigen?“ von neuem für lange Zeit das Thema eifrigen Nachdenkens. Bis heute haben sich immer wieder grübelnde Geister mit der Frage abgemüht: wie kann man die Gerechtigkeit Gottes von der Anklage freisprechen, daß sie unverschuldetes Übel in der Menschenwelt zuläßt? Warum wurde nicht das aller Beschreibung spottende gottlose Paris vernichtet, sondern das verhältnißmäßig fromme und sittliche Lissabon? Warum stirbt das unschuldige Kind an einer scheußlichen Krankheit, die es durch das liederliche Leben seines Vaters ererbt hat? Ein spielendes Kind fällt und verletzt sich schwer, so daß es sein Leben lang mit Schmerzen einhergeht. Wo ist da Schuld und gerechte Strafe? Was die Theologen aber stets am meisten in Verlegenheit gesetzt hat, ist Folgendes: Der Böse erwirbt oder behält Reichtum und lebt in Saus und Braus, vererbt auch wohl sein vielfach unrecht erworbenes Gut auf seine Nachkommen; der Edle aber lebt mit den Seinen in Not und Sorge, trotz aller Bemühungen und trotz aller Dienste, die er der Menschheit leistet. Wo bleibt da die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes? Imman. Kant hat auf diesen Gedanken seine „Kritik der praktischen Vernunft“ und seine Rettung des Glaubens an Unsterblichkeit und an Gott gegründet. Nämlich so: Da jener Ausgleich in diesem Leben nicht stattfindet, muß man eine Fortsetzung des Daseins nach dem Tode annehmen, in welchem Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn in richtiger Proportion verteilt werden. Nun gehört aber zu solcher genauen Berechnung und gerechten Verteilung offenbar ein denkendes Wesen. Folglich sind wir gezwungen, einen denkenden Gott anzunehmen und das zu glauben, worüber uns nach der vorher geschriebenen und bis heute nicht widerlegten „Kritik der reinen Vernunft“ alles Wissen versagt ist. Kant war ursprünglich Theologe gewesen und fiel später in die althergebrachten Gedankenläufe zurück. All diese

künstlichen und phantastischen Theorieen brechen vor dem Lichte der Vernunft und der fortgeschrittenen Wissenschaft zusammen. Die Frage nach der Berechtigung von Lissabons und anderer Orte Untergang wird durch solche Reden nicht beantwortet; weil sie überhaupt nicht beantwortet werden kann. Warum nicht? Weil die ganze Frage falsch gestellt ist. Sie geht nämlich von der Vorstellung aus, daß Gott ein Mensch im Großen ist, mit andern Worten: daß Gott denkt und urteilt. Sie zieht den Unendlichen, Unbegriffenen in den Staub von uns armen, endlichen, schwachen Erdenwürmern herab. Sie begeht den Irrtum, sich Gott als einen sehr großen Menschen vorzustellen, der irgendwo im Weltenraum auf einem Throne sitzt und richtet. Die Künstler stellen Gott nur aus dem Grunde als einen alten, ehrwürdigen, milden Mann dar, weil sie nichts Schöneres und Würdigeres kennen, als die menschliche Gestalt und das von Geist und Güte verklärte Menschenantlitz. Gerade diese Thatsache ist aber der schlagendste Beweis dafür, daß es unmöglich ist, das unendliche Wesen in ein Bild zu fassen. Versucht man es, so wird die Gestalt ein Mensch. Und versucht man, Gottes Geist zu veranschaulichen, so wird Gottes Geist eine menschliche Seele. Man braucht indessen den Gedanken nur in seine Voraussetzungen zu verfolgen, um seine Unmöglichkeit einzusehen. Zu dem menschlichen Denken sind gesunde Sinnesorgane, Nerven, Gehirn nötig. Wo sitzt Gott auf einem Throne? Auf dem Sirius? Ist der Sirius sein Sessel, und ist unsere Sonne der Schemel seiner Füße? Wo ist dann sein Gehirn? Wo seine Nerven, wo seine Augen, Ohren, Hände?

Wieviel einfacher und ehrfurchtsvoller ist das Geständnis, daß wir im Unrecht sind, unsere irdischen Vorstellungen von einer irdischen Seele, also auch den Begriff der Gerechtigkeit und des Denkens, auf den allumfassenden, alldurchdringenden Gott zu übertragen. Das Erdbeben zu Lissabon wird heutzutage sehr natürlich durch die Wissenschaft der Erdbildung, die Geologie, erklärt. Mit irgend welcher Gerechtigkeit hat

es nichts zu thun. Aber der Mensch war früher so kühn und hochmütig, zu glauben, das ganze Weltall wäre um seinetwillen geschaffen und kümmerte sich um ihn. Die großen Weltgesetze gehen ihren ehernen Gang, ohne Verständnis für Lust und Schmerz der Menschenbrust. Auch im Menschenleben, bei den Wilden wie in Kulturstaaten, regelt sich alles nach Gesetzen: von Bedürfnis und Nachfrage, von Kraft und Schwäche, von Gewalt und List, von Klugheit und Dummheit. Noch geht Macht oft vor Recht! Wann wird Recht vor Macht gehen? Heute schon oft, wann aber immer?

Der Schmerz über unverschuldetes Unglück ist gewiß tief; aber wem will man Vorwürfe machen? Hat dich ein Freund betrogen, klage deinen Irrtum, deine geringe Menschenkenntnis, deine Sorglosigkeit an oder die böse, hinterlistige Natur des Freundes. Was hat Gott damit zu schaffen? Hat er dir mit Bewußtsein diesen Freund zugeführt? Menschliche Verkleinerung Gottes! Er denkt nicht, will nicht dein Wohl, dein Wehe. Eins erzwingt die große, das All durchwaltende Kraft, daß man sich ihren Gesetzen unterwerfe, sich ihren Bedingungen anpasse. Wie aus dem Weltnebel Kometen, Fixsterne und Planeten wurden, wie allmählich auf der Erde Abkühlung eintrat, Pflanzen und Tiere entstanden, wie sich aus dem Tiere ganz gemach der Mensch ausgestaltete und sich aus rohen Anfängen zu anmutsvoller Form und edler Seelenschönheit emporrang; wie aus der unscheinbaren Zelle endlich die köstliche, herzerquickende Rose der Kunst emporwuchs: Ein großes Gesetz des Werdens und Vergehens durchzieht das All! Und da dieses All Gottes Leib, die Gottheit selbst ist, sind die Gesetze des Alls Gottes Gesetze, seine Befehle an die Menschheit. Gott handelt gesetzmäßig, darum — immer gerecht, nach seinem göttlichen Maßstabe. Aber der thörichte Mensch will der Gottheit seine kleinen Erdengewänder, Erdenbegriffe anziehen.

III.

Der Zweck.

Platos Lehre war Dualismus; er glaubte zwei sich gegenüberstehende Welten: die ewigen, in unvergleichlicher Schöne jenseit des ehernen Himmelsgewölbes lebenden, körperlich gedachten Ideen und den Stoff dieser Welt, welcher zwar widerstrebend, aber doch bis zu einem gewissen Grade bezwungen nach den ewigen Ideeen, seinen Vorbildern, geformt wird. Aus der gemeinsamen Thätigkeit dieser beiden Faktoren entstehen die irdischen Dinge. Diesen Gedanken des Dichters unter den Philosophen bildete sein Schüler Aristoteles zu dem die Natur durchziehenden, innerlich treibenden Zweckbegriff aus. Dem Zweck, dem sie dienen, der sie beherrschen soll, drängen die Stoffe von innen heraus entgegen. So wird nach ihm das dem Gedanken nach Letzte, der Gebrauch eines Organs oder Wesens oder Dinges, zu dem der Zeit nach Ersten, zu dem das Werden, das Entstehen Bedingende, ihm zeitlich Vorangehende. Von den Stoikern und dem alle Resultate der alten Philosophie geschickt aufnehmenden Christentume wurden die Zwecke als bewußte Gedanken in das Haupt der Gottheit verlegt. Der Anthropomorphismus, die Übertragung der menschlichen Gedanken auf Gott, war fertig: Gott dachte, hatte Zwecke, formte danach Welt und Menschengeschicke: kurz, Gott war ein Mensch im großen, ein sehr geschickter Baumeister, der Demiurg, wie ihn schon Plato, Timäus, 28, A, genannt hatte. Alles fast wie bei den Juden, in der Genesis.

Spinoza, gänzlich von mathematischem Denken und Gesetz beherrscht, erkennt nur die nackte Notwendigkeit an. Die Natur handelt unter dem unerbittlichen Zwange ihrer immanenten Kräfte und Gesetze; sie kennt den Zweck nicht. Die ewige Substanz offenbart sich uns unter zwei Erscheinungsformen: die Natur oder das Ausgedehnte ist die eine Darstellung des

Ewigen; das Denken des menschlichen Geistes mit allen Gefühlen und Begierden ist die andere Form der Offenbarung. Der Mensch denkt; die Natur denkt nicht, hat also auch keine Zwecke.

Kant steht im Grunde genommen auf demselben Standpunkte. Er erkennt in der „Kritik der Urteilskraft" den Zweck nur als ein regulatives Prinzip an, d. h. er meint, wir verbinden in Gedanken vielfach die Dinge durch den Begriff des Zweckes, um uns besser in der verwirrenden Mannichfaltigkeit der Gegenstände zurechtfinden zu können; aber die Natur weiß nichts von Zwecken.

Trotz der geistvollen Schilderungen des französischen Forschers Cuvier, † 1832, wie zweckmäßig die Organe der Tiere für ihre Ernährung und Fortpflanzung gebildet seien; trotz der beredten Verteidigung Trendelenburgs hat die Zweckmäßigkeit der Naturdinge als ihr erzeugendes Prinzip nicht mehr gerettet werden können. Darwin und die ihm gleichgesinnten Vertreter der Biologie haben der Teleologie (der Lehre vom Naturzweck) für immer den Stab gebrochen.

Was soll es heißen, wenn die Teleologen und mit ihnen die Theologen behaupten, das Auge sei im dunklen Mutterschoße von der mit bewußtem Zwecke schaffenden Natur oder Gottheit so künstlich bereitet, damit es das himmlische Sonnenlicht aufnehmen und ertragen könne? Wenn aber das Kind blind, wenn es taub oder lahm geboren wird? Wo ist dann die Vernunft der Natur? Wenn ein Kind mit zwei Köpfen oder gar mit zwei Oberkörpern und nur mit einem Bauche und zwei Beinen zur Welt kommt und am Leben bleibt, wie die Brüder Tocci, wo bleibt da die Vernunft? Oder wenn die Kinder vor Schwäche nach wenigen Tagen oder Wochen sterben? Wer nennt das zweckmäßiges Schaffen?

Wir kommen zu den rudimentären Organen oder sogenannten Überresten. Die Beweglichkeit der Kopfhaut und der Ohren bei manchen Menschen, welchen Zweck haben sie? Das dritte Augenlid, der Blinddarm, die drei letzten Wirbel des Rück-

grates, welchem Zwecke dienen sie? Sie bringen oft Schaden, ja Tod; Nutzen nie.

Darwin lehrt die allmähliche Entwickelung des Menschen aus niederen Formen, vielleicht aus einer ausgestorbenen, hoch entfalteten Affenart, und zwar durch Überleben der stärkeren Exemplare, durch Vererbung und Fortbildung der im Kampfe ums Dasein gestählten und verfeinerten Organe, durch Anpassung an die umgebenden natürlichen Bedingungen, wie Klima, Wasser oder Land, vorhandene Nahrung, endlich durch vorsichtige Auswahl des Genossen bei der Fortpflanzung. Der Geeignetste lebt fort; die schwächlichen ungeeigneten Exemplare gehen zu Grunde. Der Stärkere siegt. Es besteht ein endloser Kampf um die Existenz. Wenn die Chinesen sich so energisch gegen das Eindringen der europäischen Kultur absperren, obgleich sie den Nutzen der Dampfmaschine und des Telegraphen bei ihrer Klugheit sehr wohl einsehen, geschieht das aus dem Bewußtsein, daß sie dieser stärkeren Kultur unterliegen müßten, rettungslos für immer; ihre Eigenart würde vernichtet, vielleicht sie selbst, wie die Indianer Nord-Amerikas.

Als Überreste früherer Entwicklungsstufen sind die rudimentären Organe, z. B. vier Brüste, wohl erklärlich; als Produkte eines nach Zwecken handelnden Wesens wären es Fehlgriffe, grobe, sinnlose Fehler.

Helmholtz, der größte Kenner der Optik und des menschlichen Auges, rühmt den kunstvollen Bau desselben, verschweigt aber auch seine bedeutenden Fehler nicht und faßt sie in dem Ausspruche zusammen: wenn ihm ein Mechaniker einen so mangelhaften Apparat ablieferte, würde er die Annahme wegen ungenügender Ausführung des Auftrages verweigern. Wo ist da die Vernunft des Schöpfers?

Es fällt ein Ziegel vom Dache und tötet einen Menschen, den Vater vieler unversorgter Kinder. Als das Werk zweckmäßigen Handelns aufgefaßt, wäre der Vorfall eine ehrlose Barbarei, ein unzweckmäßiges Thun. Unter dem Gesichtspunkte eines Naturvorganges und der Nachlässigkeit des Hausbesitzers

begriffen, liegt der Vorgang klar und einfach da. Man hat nicht nötig, einen Gott anzuklagen, der völlig unschuldig ist.

Die Halligen versinken mit ihren Menschen. Das Land hinter den Nehrungen senkt sich; Dörfer, Kultur, Menschen werden zerstört. Die deutschen Küsten der Ostsee und Nordsee sinken ebenso wie Schonen, der südlichste Teil Schwedens, allmählich unter den Meeresspiegel; Schweden und Norwegen steigen stetig aus der Flut empor. Zu welchem Zwecke? Ischia wurde 1884 von einem schrecklichen Erdbeben heimgesucht, Zante 1893. Zu welchem Zwecke? Als Wirkungen einer bewußtlos aber gesetzmäßig treibenden Ursache, des Naturlaufes, sind alle jene Vorgänge wohl begreiflich. Wozu das bewußte, zweckmäßige Handeln eines Gottes erfinden, dem man damit nur die unglaublichste Inkonsequenz und Herzlosigkeit zuschreiben müßte? Aus dieser Anschauung heraus heißt es bei Shakespeare: „Was Kindern Fliegen sind, sind wir den Göttern: sie töten uns zum Scherz." Und bei Ovid: „Ludit in humanis divina potentia rebus." Wozu soll man Gottes Wesen mit solchen Widersprüchen belasten, während aller Widerspruch schwindet, wenn man den Anthropomorphismus ausscheidet, Gott nicht als denkenden Menschen auffaßt und die Natur nach den ihr von Ewigkeit her innewohnenden Gesetzen schaffen läßt.

Denn die Welt ist nie erschaffen worden; und ganz richtig sah Plato, daß der Stoff ewig ist. Der Mond ist schon erkaltet; die Erde wird es nach etwa 17 Millionen Jahren auch sein, in die Sonne hineinstürzen und ihr auf einige Jahrtausende neuen Brennstoff zuführen. Endlich wird auch die Sonne ausgebrannt sein, ihre ferneren Planeten werden auf sie losstürzen; und durch den heftigen Zusammenstoß wird sich die ganze Masse in Weltnebel auflösen, der, durch die Kraft des Stoßes wieder glühend geworden, als Gas die Expansionskraft aller Gase besitzt und in kreisende Bewegung gerät, um sich allmählich von neuem zu Kometen, Planeten und einer Sonne zu verdichten. Inzwischen sind an tausend anderen Orten des Universums Sonnensysteme in voller Blüte. Auf

vielen Planeten giebt es vielleicht jetzt oder in Zukunft Menschen oder ähnliche Wesen.

Welchen Zweck hatte dann die Existenz unserer Erde, unseres Sonnensystems? Keinen. Begnügt sich aber das menschliche Denken demütig mit dem gesetzmäßigen Kreislaufe der Natur, mit dem Auf- und Absteigen alles Werdens und Vergehens; dann löst sich aller Streit, aller Widerspruch; freilich auch der Hochmut des Menschen, der sich zu gern einbildet, um seinetwillen sei die ganze Welt von einem weisen, gütigen Gott erschaffen, dem er zugleich alle Fehler und Leiden dieser Erde aufbürdet und ihn dadurch wieder zu einem unweisen, ungütigen Wesen umstempelt. O Thorheit der menschlichen Natur!

Darwin giebt in seiner „Abstammung des Menschen" (Descent of Man, London, Murray 1888, Seite 10) zwei Abbildungen, ein menschliches Embryo und das eines Hundes. Die Ähnlichkeit ist höchst auffällig; nur darin zeigt sich ein großer Unterschied, daß das Gehirn des Menschen viel stärker entwickelt ist. Beide zeigen den schwanzartigen Fortsatz des Rückgrates. Eines Tages sprach der Afrikareisende Gerhard Rohlfs davon zu einem Freunde in Danzig. Dieser leugnete, daß eine solche Affenähnlichkeit bei einem Menschen zu finden sei. Rohlfs hatte sich einen Negerknaben als Diener mitgebracht, rief ihn ins Zimmer und hieß ihn sich entkleiden. Da sah man den vollkommenen Affenschwanz, frei aus der Haut herausgewachsen, während bei uns die rudimentären, jetzt unnützen Wirbel von der Haut bedeckt sind.

Carus Sterne sagt in „Werden und Vergehen": „Die Entwicklung des menschlichen Embryos beginnt genau wie diejenige aller Tiere bis in die niedersten Regionen herunter, wo bereits Zellen vorkommen, mit einer solchen, und macht dann noch einmal, wenn auch nur den Hauptzügen nach, sämtliche Wandlungen durch, denen der Körper seiner Ahnen unterlag. Wenn die niedersten Stufen überwunden sind und der Charakter des Wirbeltieres eben merklich geworden ist, blickt die Ähnlich-

keit mit den niedersten Wirbeltieren, den Fischen, am deutlichsten in der Bildung der Kiemenspalten und der flossenartigen, ungeteilten Gliedmaßen hervor. Aber bald tritt das junge Wesen deutlich in die Gemeinschaft der Luftwirbeltiere, und schließlich wird die Ähnlichkeit mit einem jungen Säuger immer vollständiger. Aber monatelang würde es eine sehr schwierige Aufgabe bilden, eine junge Menschenknospe erst von irgend einem Wirbeltiere, dann von dem ersten besten Lufttiere und schließlich von einem beliebigen Säuger zu unterscheiden, bis das Ziel sich immer bestimmter andeutet und endlich für den genauen Kenner nur noch die Frage offen bleibt: Affe oder Mensch? Auf dem halben Wege etwa könnte ein weniger geübter Kenner leicht zu der Vermutung kommen, es mit einem Affen zu thun zu haben, denn dann gleicht das Gehirn des jungen Wesens beinahe vollkommen demjenigen eines Affen, und zwar nicht eines menschenähnlichen, sondern eines niederen Affen. Zuletzt bedeckt ein weicher Haarpelz die gesamte Körperoberfläche, und da die Spuren des vorher sehr deutlichen Schwanzes inzwischen verschwunden sind, geht der Mensch gewissermaßen noch ganz zuletzt durch die Vorstufe der menschenähnlichen Affen hindurch, ehe er ans Licht tritt."

Sterne giebt dazu Abbildungen, je zwei von den Embryos von Schildkröte, Huhn, Hund, Mensch in zwei Entwicklungsstufen.

Vergleiche Häckel, „Schöpfungsgeschichte".

Carus Sterne sagt ferner: „Indem Darwin die Zweckerfüllung zur Ursache statt zum Ziele der Schöpfung und Erhaltung der Arten machte, that er den kühnsten Griff, welchen jemals ein Naturphilosoph gethan hat. Wie leicht erklären sich nun jene Wunder der Teleologen, die weiße Farbe der Polartiere, die graugelbe der Wüstentiere, die grüne der Blattwanzen, die graumelierte Zeichnung der Nachtschmetterlinge, die glashelle Durchsichtigkeit der an der Meeresoberfläche lebenden Quallen, Krebse, Würmer und Fische! Nicht damit sie ihren Feinden besser entgehen könnten, verlieh ihnen die

Natur diese verbergende Tracht; sondern weil sie eine solche besaßen, konnten sie denselben entgehen, während die anders gefärbten Mitbewerber unterlagen.

Lamark, indem er zum Beispiel über die Entstehung des langen Halses der Giraffe nachdachte, stellte sich vor, daß dieses Tier immerfort den Hals gereckt habe, um die höheren Bäume mit der Schnauze zu erreichen, bis es durch fortgesetzte Anstrengungen und den Wunsch, immer höher hinauf grasen zu können, seinen verlängerten Hals erhalten habe. Darwin setzt einfach voraus, daß zu einer Zeit des Mangels eine Spielart mit längerem Halse, welche in dieser Beziehung einen Vorteil über die übrige Herde voraus hatte, diese eben deshalb überlebte und die Eigentümlichkeit ihrer Halsbildung ihren Nachkommen hinterließ."

IV.

Das Wunder.

Man nennt von alter Zeit her in der Philosophie die Gegenstände, über welche man nachdenkt, Objekte; die Seele oder den Menschen, welcher denkt, Subjekt. Was also nur in der Seele des denkenden Menschen existiert, heißt subjektiv; was dagegen außerhalb des denkenden Wesens vorhanden ist, objektiv. Kurz, der Fehler in der Auffassung des Wunders lag bisher darin, daß man ihm eine objektive Existenz zuschrieb, während es nur eine subjektive Bedeutung hat. Was man nicht begreifen kann, nennt man noch heute wunderbar. Früher aber glaubte man, ein Wunder sei ein Vorgang, der gegen den Lauf der Natur eingetreten sei. Das ist unmöglich. Wir haben schon gesehen, daß alles Geschehen ein gesetzmäßiges ist. Die großen, göttlichen Gesetze regieren von Ewigkeit her das Weltall. Die Kräfte des Uni-

versums sind geistiger Natur und wirken so gleichmäßig, so nach Regel und Gesetz, als ob sie von einem denkenden Weltschöpfer vorgedacht und vorgeschrieben seien. Dieser allmächtigen Hand kann nichts entrinnen. Die Naturgesetze müßten sich geradezu umkehren, sich mörderisch gegen sich selbst wenden, wenn ein Durchbrechen ihrer Thätigkeit eintreten sollte.

Man könnte demnach die Wunder in zwei Gruppen zerlegen. In die erste würden solche Wunder gehören, welche überhaupt unmöglich, also gänzlich freie Erfindungen oder Märchen sind. Hierher hat man z. B. Goethes Zauberlehrling zu rechnen; denn niemand kann aus einem Besen einen wassertragenden Menschen machen. In die zweite Gruppe hätte man diejenigen Wunder zu setzen, denen eine wirkliche Thatsache zu Grunde liegt, zu welcher man indessen eine unmögliche Ursache oder Wirkung erfunden hat. In Goethes „Fischer" kann das Faktum stecken, daß ein Mann ins Wasser geglitten und ertrunken ist, was öfter geschieht; aber die dichterische Fiktion fügt eine Nixe hinzu, welche ihn verlockt haben soll. Die Erzählung, daß Jerichos Mauern umgestürzt sind, ist vielleicht wahr; aber daß Posaunenstöße die Ursache gewesen seien, ist die Schöpfung der dichtenden Phantasie. Umgekehrt könnte man sagen: auch die Posaunenstöße sind wirklich gewesen, man hat nur die Wirkung des Mauerumsturzes hinzugedichtet. Vielleicht liegt die Sache so: Als die Belagerungsarbeiten der Juden so weit vorgeschritten waren, daß die Mauern stürzten, begleiteten die Posaunen dieses frohe Ereignis mit ihrem Klange. In dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung stehen die beiden Thatsachen nicht.

Das Resultat ist dies: es giebt keine Wunder. Wenn ein Faktum unzweifelhaft wahr und bezeugt ist, müssen auch alle damit verbundenen Ursachen und Wirkungen einen natürlichen Verlauf genommen haben. Jesu Existenz z. B. ist uns von vielen Seiten auf das glaubwürdigste bestätigt. Da er ein Mensch war, ist auch sein Ursprung ein rein menschlicher gewesen, er hat einen irdischen Vater und eine irdische

Mutter gehabt, wie alle Menschen. Mit seinem Tode war auch seine Existenz beendigt: er konnte nicht zur Hölle fahren und auferstehen, niemand erscheinen, nicht gen Himmel aufsteigen.

Von anderen sogenannten Wundern ist uns nicht einmal die Thatsache bezeugt, z. B. von der Erweckung des Lazarus. Es lohnt sich also dabei nicht einmal der Mühe, nach der Möglichkeit der Belebung eines Leichnams zu fragen; ob Lazarus etwa scheintot gewesen, oder ob Jesus Zauberkräfte besessen. Die ganze Erzählung ist erdichtet; rationalistisch erklärt man sie vielleicht als einen Beweis für die Kraft Christi, das tote, stumpfe Seelenleben der Menschen wieder zu erwecken und zu sittlicher Begeisterung zu entflammen.

Wenn man durchaus das Wort Wunder für sicher bestätigte Thatsachen, deren Ursache oder letzte Ursache wir nicht kennen, in Anwendung bringen will, müssen wir gestehen, daß wir noch im Anfange der Erkenntnis des Weltgeheimnisses stehen und rings von wunderbaren, d. h. ihrem Ursprunge nach unerklärten Thatsachen umgeben sind. Daß die Sonne täglich aufgeht, ist das kein Wunder? Wenn man die bekannten Ursachen bis ans Ende verfolgt, gelangt man zu der Expansionskraft der Gase oder den Helmholtz'schen Wirbelstürmen in den Atomen. Woher kommen aber diese? Da steht unsere Wissenschaft still; wir erkennen nur die Thatsache. Wir könnten mit Aristoteles fragen: Wer oder was ist der erste Beweger?

Daß aus einem Körnchen Getreide, in die Erde gelegt, eine Ähre mit hundert Körnern wird, kannst du es erklären? Daß aus einem nichts, einem Pünktchen von Ei allmählich durch leise Umwandlung ein Huhn oder ein Fisch, ein Hund oder ein Mensch wird: welch ein Wunder! Alle Tage sehen wir die Thatsache, aber erklären können wir sie nicht. Die Natur umgiebt dieses Werden mit einem solchen Geheimnisse, daß es uns wie ein Wunder erscheinen könnte. Wir sind aber so sehr an die Thatsache gewöhnt, daß wir uns um ihre innere Möglichkeit nicht mehr kümmern. — Und es giebt einen anderen

natürlichen Vorgang, in dessen Entstehungsgeschichte wir wahrscheinlich ebenso wenig jemals eindringen werden. Wie kommt das Wahrnehmen zustande? Das Bild eines Dinges fällt auf die Netzhaut, und zwar umgekehrt; dadurch wird der Sehnerv gereizt. Dieser Reiz wird, wie man glaubt, durch einen elektrischen Strom von dem Nerven bis in das Sehcentrum (eigentlich die zwei Centra) des Gehirns fortgepflanzt. Lenkt sich die Aufmerksamkeit nicht auf diesen Reiz im Gehirn, dann bleibt er unbemerkt. Achtet man aber darauf, dann entsteht — und hier liegt der unaufgeklärte Sprung — aus dem körperlichen Reize eine geistige Wahrnehmung. Welch ein Wunder! Aus einem leiblichen Vorgange wird eine Wahrnehmung, eine Vorstellung, z. B. eines bestimmten Baumes. Das Wunder nimmt kein Ende, wenn wir einen Augenblick bei der Wahrnehmung stehen bleiben. Das Stehenbleiben und Sich-Versenken in eine Sache ist stets zu ihrer Ergründung nötig. Das Staunen, das Sich-Wundern ist der Anfang alles Philosophierens. Wenn durch die Aufmerksamkeit aus dem sinnlichen, bis ins Gehirn getragenen Eindruck eine Wahrnehmung geworden ist, würde sie sofort wieder verloren sein, würde kein Denken, keine Wissenschaft entstehen können, falls man die Wahrnehmung nicht festzuhalten, zu bannen vermöchte. Dies Festhalten nennt man Gedächtnis, ein abgekürzter Ausdruck für ein neues Wunder. Alexander Bain in Aberdeen hat ausgerechnet, daß der Mensch etwa vier Billionen sehr feiner Nerven in sich birgt, welche zu kleinen Nervenbündeln vereinigt sind. Er nimmt an, daß für jeden Eindruck nur ein Nerv verwandt wird, der ihn für immer festhält und, so oft nötig, reproduziert, d. h. dem Bewußtsein wieder vorführt. Selbst der erfahrungsreichste Mann würde mit vier Billionen Nerven ein langes Leben hindurch ausreichen. Sehr schön! Eine plausible Erklärung. Aber ist damit das Wunder beseitigt? Nein, nur um einen Schritt zurückgeschoben. Denn wie soll man es begreifen, daß an dem überfeinen Nervenende im Gehirncentrum der geistige Reflex des sinnlichen Eindruckes, die Wahrnehmung haften bleibt?

Das geistige Bild einer Sache ohne den sinnlichen, gegenwärtigen Eindruck, also blos in der Erinnerung, nennt man eine Vorstellung. Sie setzt sich gewöhnlich aus einer Reihe von einzelnen Wahrnehmungen zusammen. Wer bringt nun die einzelnen Abdrücke auf den Nervenenden in derselben Reihenfolge und in derselben Lage zusammen, wie sie in dem ursprünglichen Eindruck verbunden waren? Wer spielt gleichsam auf den Tasten die Melodie? Die Seele. Wer aber oder was ist die Seele? Neues Wunder!

Wenn man eine Anzahl von Vorstellungen mit einander vergleicht und findet gemeinsame Merkmale an ihnen, faßt man diese als etwas Gleiches zusammen und nennt dieses Gleiche einen Begriff. Eine höchst seltsame Thätigkeit des Gehirns! Pflanzen und Tiere sollen das nicht können. Wir Menschen behaupten, sie hätten nur Vorstellungen. Da Ameisen, Hunde, Elephanten u. s. w. aber unzweifelhaft Schlüsse ziehen, muß man ihnen doch wohl auch Begriffe zuschreiben. Der hochmütige Mensch meint, er allein könne einen so stolzen Schluß bauen: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich ist Cajus sterblich. Tiere schließen aber ebenso, wenn auch nicht mit Bewußtsein. Wie ist nun das Wunder des Begriffes und das Wunder des Schlusses zu erklären? Wir wissen nur die Fakta; und weil wir es alle Tage unzählige Male selbst machen, bilden wir uns ein, wir verstünden das Geschehen. Indessen weiß der Gelehrteste, der etwas mehr davon kennt als der Ungebildete, im Grunde genommen auch nichts. Mit seinen Theorieen drängt er das Geheimnis nur etwas weiter zurück. Aber das Wunder bleibt.

Und nun gelangen wir zu dem wunderbarsten aller Wunder: Wie ist es möglich, daß das organisierte Gehirn denkt, fühlt, will? Alle Theorieen haben uns keinen tieferen Blick hinter den Schleier der Natur gewährt. Man hat an den Universitäten die Schnelligkeit der sinnlichen Empfindung, des Gedankens, der Gefühle gemessen. Aber das unerhörte Phänomen, daß eine Fleisch- und Fettmasse, das Gehirn, denkt, fühlt und

will, steht unerklärt wie eine Felswand vor uns. Selbst wenn man die Schädeldecke an einer Stelle heraussägen und eine Glasscheibe einsetzen wollte, so daß man während des Denkens in das thätige Gehirn hineinsehen könnte, würde man höchstens Bewegungen, Zittern, Ausdehnung und Zusammenziehung der Nerven erblicken: aber die Umwandlung dieser äußeren, mechanischen Vorgänge in seelische Prozesse wäre dadurch nicht erläutert.

Die Materialisten erzählen uns, die Seele sei nur ein elektrischer, chemischer Vorgang, eine Thätigkeit des Gehirns, genau wie die absondernde Thätigkeit der Speicheldrüse und der Leber. Ganz so ist es nun doch wohl nicht. Denn bei dem Denken sondert sich keine materielle Flüssigkeit ab. Aber selbst wenn das so wäre, ist die Ausscheidung der Speicheldrüse kein Wunder? Wenn sich jemand schwer ärgert, wird Galle ausgeschieden, sie gelangt in den Magen, zuweilen in den Mund; mancher hat bei großem Ärger einen bitteren Geschmack auf der Zunge; einer übergiebt sich, ein anderer bekommt die Gelbsucht. Zuweilen färbt sich das Haar eines Menschen bei heftigem Schreck plötzlich weiß. Der Ärger, der Schreck sind rein geistige Erscheinungen. Die dabei auftretenden körperlichen Vorgänge begleiten die seelischen. Man muß daraus folgern, daß beide in innigem Konnex stehen. Umgekehrt können leibliche Veränderungen, ein Schlag, ein Stoß, ein Schuß, eine Verletzung Störungen der Seele hervorrufen. Ja bei dem Tode hört alle psychische Thätigkeit auf; wie die leiblichen Funktionen eingestellt werden, so auch die seelischen. Das wissen wir alles sehr gut; aber wird dadurch das Wunder des Denkens, der Galleabsonderung, des Weißwerdens der Haare, des Wahnsinns, des Todes erklärt? Wir können zwar zugeben: Das Wunder der Seele kennen wir nur an dem lebendigen Organismus, nie an einem toten. Wir können auch einräumen, daß die Seele nach dem Tode nicht fortbesteht. Aber ein Wunder bleibt die Seele und das Leben selbst trotzdem. In der Natur erfolgt alles gesetzmäßig; das Wundern, d. h. das Nicht-begreifen ist nur in unserem Kopfe.

Auf der anderen Seite dürfen wir nicht vergessen, daß die ganze Natur belebt ist, und daß sich schon in ihren niedrigsten Bildungen, wie im Krystalle, die ersten Anfänge der Seele zeigen. Das Streben nach einer bestimmten Gestalt, das Ausheilen der verletzten Stelle, das Abweisen jeder anderen Form, jedes anderen Stoffes geschieht bei den Krystallen von innen heraus, wie von einer Seele, wie mit Bewußtsein. Welche Mannichfaltigkeit der Schneeflocken! Immer neue Formen, aber immer nach strengem Gesetz gemodelt.

Wer faßt diesen Geist des unendlichen, wunderbaren Gottes! Vom Krystall bis zu der Wissenschaft des Gelehrten ist alles Gesetz und Harmonie und Schönheit! Spinoza hat Recht: die ganze Natur ist beseelt. Wir dürfen aber unsere Gedanken, unser menschliches Denken, Zwecksetzen, Fühlen und Wollen nicht auf den Ewigen übertragen. Und wenn ich mit Engelszungen redete, ich vermöchte nicht, das Unaussprechliche auszusprechen. Nur tiefste, frömmste Anbetung und demütige Verehrung hat hier ein Recht.

(Vgl. Lehmann, Die Hauptgesetze des menschl. Gefühlslebens, z. B. S. 109: Einfluß des Zorns auf die Bewegungen der Lunge und den Umfang des Armes.)

V.

Das Gewissen.

In der Heilkunde und der Rechtspflege wird jetzt häufig von erblicher Belastung gesprochen. Daß Schwindsucht forterbt, oft mit Überspringung einer Generation, ist allgemein bekannt. Auch bei anderen Krankheiten findet man diese Erscheinung; auch bei Trunksucht, ja selbst bei Ehebruch. So wie man bisher von geistigem Wahnsinn geredet, beginnt man in neuerer Zeit auch von moralischem Irrsinn zu sprechen. Es giebt Menschen, welche trotz des Unterrichtes und des Aufwachsens in sittlich und staatlich geordneter Umgebung keine

Vorstellung von Eigentum haben, das Mein und Dein nicht unterscheiden oder nicht begreifen können, daß man einen anderen Menschen nicht verletzen oder töten dürfe. Auch diesen moralischen Mangel führt man auf vererbte und durch Vererbung gesteigerte Anlage zurück.

Wenn die fragliche Eigenschaft mehrere Generationen überspringt, nennt man sie von dem lateinischen Worte Atavus (Vorfahr) Atavismus. Mit diesem Namen belegt man z. B. die schon oben erwähnte Fähigkeit mancher Menschen, die Kopfhaut oder die Ohren beliebig zu bewegen, eine Fertigkeit, welche nach Darwins Lehre von unseren Vorfahren, einer jetzt ausgestorbenen Affenart, ererbt sein soll, die vielleicht auf Lemuria gelebt hat, einem untergegangenen Kontinente im indischen Ocean, also zwischen dem südlichen Afrika und Vorderindien. Auch der oben erwähnte Schwanz des Negerknaben ist ein solcher Rückfall in eine frühere Entwicklungsstufe oder Atavismus.

Ein hervorragendes Beispiel für die Erblichkeit geistiger Eigenschaften ist die Anlage zur Musik bei der Familie Bach, in der man von dem alten Kantor der Thomaskirche in Leipzig und seinem unglücklichen Sohne Friedemann an über 150 bedeutende Komponisten oder Musiker gezählt hat.

Wie aber eine Fähigkeit oder Krankheit geistiger, moralischer oder leiblicher Art in gerader Linie forterben kann, überschlägt sie auch ganze Reihen von Generationen. Zuweilen findet man in alten adligen Geschlechtern einen Sprossen, der keinem seiner nächsten Vorfahren ähnlich sieht, aber einem aus dem Mittelalter, vielleicht aus der Zeit der Kreuzzüge. Wer etwa daran zweifelt, könnte sich durch folgendes seltsame Phänomen belehren lassen. Es ist jedem bekannt, daß die Juden im alten Palästina, soweit die Erzählungen der Bibel reichen, sehr viel vom Aussatze zu leiden hatten. Ergreifend hat der Amerikaner Wallace diesen Jammer in seinem Romane Ben Hur dargestellt. Die Juden sind von dieser Krankheit befreit, seitdem sie das Klima Palästinas verlassen haben. Seit 2000 Jahren hat sich das Klima jenes Landes aber voll-

ständig verändert. Die Cedern des Libanon, der Stolz der salomonischen Zeit und des Jahrtausends bis zu Christus sind verschwunden und lassen sich trotz aller Bemühungen nicht wieder groß ziehen. Kommt nun aber nach 2000 Jahren ein Jude in dasselbe Klima, welches Palästina damals gehabt, so tritt bei ihm nach kurzer Zeit der Aussatz wieder auf. Dies ist in der Havanna der Fall. Also trotz langer Zeit, trotz anderer Nahrung, vielfacher Vermischung mit anderen Rassen bleibt in dem Blute der Juden jene traurige Anlage zum Aussatz unzerstörbar haften. Will man dieses Beharrungsvermögen, diesen Atavismus ein Wunder nennen? Unbegreiflich, also ein subjektives Wunder ist er gewiß. Da aber die ewige Natur nicht wie ein Mensch irren kann, muß man darin ein Naturgesetz erkennen und anerkennen. Wie häufig in den seltsamsten Theorieen der Philosophen oder Religionen eine Ahnung richtiger Gedanken schlummert, so erklärt sich auch hier ein scheinbar hartes Dogma auf natürliche Weise. Die ganze Prädestinationslehre findet in dem Gesetze der Vererbung eine sichere und verständliche Basis. Die Erfinder jener religiösen Ansicht haben selbstverständlich nicht an die Vererbung gedacht, deren Macht indessen zuweilen durch Erziehung, Unterricht und körperliche Pflege beschränkt wird.

Dieses unbestreitbare und unbestrittene Gesetz, denn die Natur macht keinen Sprung, sondern verfährt immer organisch oder, wenn man will, systematisch fortschreitend, dürfen, ja müssen wir auch auf das Gewissen anwenden. Wie das Erdbeben auf Ischia durch im Innern sich langsam bildende Höhlen, wie die Entstehung der Haffs durch allmähliche Senkung des Bodens hinter den Nehrungen durch lange Zeit vorbereitet war, so ist auch das, was man heute Gewissen nennt, durch eine Jahrtausende währende Arbeit des Menschengeschlechtes errungen worden. Ein in grauer Vorzeit lebender Bewohner der Bärenhöhlen machte z. B. die Erfahrung, daß er selbst großen Nachteil erlitt, wenn er seine Lebensgenossin so verletzte oder schlug, daß sie ihm in den nächsten Tagen oder

Wochen keine Dienste zu leisten vermochte. Er bezwang seine Heftigkeit deshalb in Zukunft; diese Selbstbeherrschung wiederholte sich häufig bei ihm wie bei anderen, und im Laufe langer Zeiten wurde es bei diesem ganzen Stamme fester, stehender Brauch, seine Frau nicht körperlich zu züchtigen. Diese Selbstbeherrschung muß natürlich in den betreffenden Nerven und dem Gehirn eine Spur, einen Eindruck oder, wenn man es so nennen will, eine Veränderung hervorgebracht haben. Diese Veränderung, Verfeinerung des Hirns, vererbte sich auf die männlichen Sprossen. Mit der fortschreitenden Kultur nahm der Mann auch andere Rücksichten auf die Frau. Da Seele und Leib untrennbar verbunden, die Grenzen beider nicht festzustellen sind, vererbten sich auch diese Rücksichten in Seele und Nervensystem. Das hat sich bis auf den heutigen Tag gesteigert.

Ebenso entstand allmählich und erbte sich fort das Schamgefühl, sowohl in geschlechtlicher wie in moralischer Beziehung. Man scheute sich, Handlungen zu begehen, welche von allen anderen Standes- oder Stammesgenossen für nachteilig, für unehrenhaft gehalten und erklärt wurden. So entfaltete und vertiefte sich der falsche oder echte Ehrbegriff. Das Allgemeine gewann die oder eine gewisse Herrschaft über das Individuum. Nach und nach ward sie so mächtig, daß sie den an dem gemeinsamen Nutzen Frevelnden strafen oder ausstoßen konnte. So ward ganz langsam die Furcht vor der öffentlichen Stimme, vor dem anerkannten Rechte, vor der Staatsgewalt geboren und vererbt.

Wenn man nur diese drei Gefühle der Seele, Furcht vor dem eigenen Schaden, Schamgefühl und Furcht vor öffentlicher Schande allmählich gesteigert und verfeinert fortgeerbt denkt, kann man sich vorstellen, daß in einem Zeitraume von zehn oder dreißig, vierzig tausend Jahren eine so empfindliche Kombination, wie unser Gewissen ist, entstehen konnte. Dazu kommen aber noch religiöse Skrupel, endlich die Gewalt eines großen Strebens, einer machtvollen, das Dasein lenkenden

Idee, deren Verwirklichung man erstrebt, welche einen an der Ausführung einer schlechten That hindert; auch die Sorge um die Zukunft von Weib und Kind; ferner die natürliche Scheu, eine geliebte Person in ihren Gefühlen zu verletzen. Auch die Furcht, sich lächerlich zu machen, wobei bloße Eitelkeit ins Spiel kommen mag, oder der Stolz bestimmt unser Thun; und dieser Stolz erbt sich fort, z. B. der Adelsstolz, der Beamtenstolz, der Kaufmannsstolz.

Aber man glaube doch ja nicht, daß nur gute, edle Eigenschaften sich kumulieren und forterben. Wie gefährliche Krankheiten und Laster, so vererben sich auch böse Eigenschaften. Der alte Haß zwischen Slaven und Germanen, zwischen Kelten, jetzt Franzosen genannt, und Deutschen geht bei der großen Menge von Geschlecht zu Geschlecht über. Man bezeichnet ihn jetzt mit dem Worte Chauvinismus, der das hochmütige Einspinnen in die eigene Nationalität und Haß des Fremdländischen bedeutet, selbst wenn es besser ist. Den durch ernste Schulung Gebildeten, besonders wenn sie viel im Auslande gelebt haben, wird es leichter, sich von dieser Art der Vererbung fernzuhalten. Aber nur großdenkende, hochherzige Personen überwinden diese Form des angeerbten Gewissens ganz.

Zu dieser bösen Kategorie gehört auch der falsche Adelsstolz, der auf die Bürger wie auf eine niedere Spezies der Gattung Mensch hinabsieht. Er vergißt indessen, daß der in sich gegründete, auf eigener Kraft ruhende Bürgerstand ihn noch mit viel größerer Verachtung betrachtet. Denn mit diesem falschen Adelsstolze ist fast immer eine bettelhafte, ja räuberische Gesinnung von den Vorfahren ererbt. Die alten Raubritter lebten aus dem Stegreif und bestahlen die Karawanen der Kaufleute. Ihre heutigen Enkel lassen sich durch die Maschinerie der Gesetzgebung Geldgeschenke aus dem allgemeinen Staatssäckel, d. h. aus der Tasche der von ihnen verachteten Bürger, und ferner möglichste Steuerfreiheit gewähren. Ist diese bettelhafte Gesinnung um ein Jota besser als die der Sozialdemokraten? Ja noch schlechter! Denn die

letzteren machen doch nur Zukunftsmusik und träumen nur von fremden Geldern. Die stolzen Landbesitzer nehmen aber ohne Gewissensbisse täglich unverdiente Geschenke. Woher diese unedle Gesinnung? Sie ist eine angeerbte, verwerfliche Form des Gewissens.

Das oberste Prinzip aller Gesetzgebung muß die Gerechtigkeit, die gleichmäßige Verteilung von Lasten, Rechten und Pflichten sein. Wo dieses Prinzip verletzt wird, eilt der Staat unaufhaltsam seinem Verderben entgegen. Man muß sich wundern, daß die regierenden Kreise diese furchtbare Gefahr nicht gewahren. Durch so einseitige Politik und Bevorzugung treiben sie die ärmeren Klassen ja geradezu, wie absichtlich, in das Lager der Sozialdemokraten, und fanatische Charaktere in die Reihen der Anarchisten. Wenn die Gefahr augenblicklich auch nur droht, diese Richtung der sich vorläufig nur in ihrer Seele empörenden Menge vererbt sich geistig und leiblich fort und wächst allmählich zu einer so mächtigen und ungestümen Kraft an, daß sie alle Dämme und Sicherheitsventile durchbricht und die umherliegenden stillen Felder und Wiesen verheert. Darum sei man gerecht! Wenn die Landwirte A. und B. nicht existieren können, gleichgültig aus welchen Ursachen, mögen sie wirtschaftlich zu Grunde gehen; an ihre Stelle treten hundert andere. Dadurch leidet die Landwirtschaft, der Ackerbau selbst nicht. Hilft der Staat denn dem Fabrikanten, dem Kaufmann oder Handwerker, der bankerott macht?

Auch hier gilt das biologische Weltgesetz: der Starke siegt, der Schwache unterliegt im Kampfe ums Dasein. Künstliche Mittel helfen nur kurze Zeit; aber sie beschwören das größere Unheil durch die bis dahin geschädigten Klassen herauf. Die regierenden Kreise schreiten wie mit Scheuklappen einher; sie sehen die Unholde nicht, welche ihren Handlungen auf dem Fuße folgen.

Ich übergehe andere Beispiele hereditärer Schlechtigkeiten wie Duellwut und Antisemitismus, welche weil vererbt, sehr schwer auszurotten sind und jeder Widerlegung trotzen. Ich

ziehe aus diesen Belegen nur den Schluß, daß auch der Haß sich wie eine Krankheit weitererbt.

Aber wie solches Unrecht, so auch der Rechtssinn, der Kampf ums Recht, der Abscheu gegen alles Schlechte, Unerlaubte, gegen Lug und Trug. Auf der Vererbung dieses Rechtsgefühls und seiner Stärkung und Fortbildung ruht das Wohl und Heil der Staaten.

Das Gewissen ist eine höchst zusammengesetzte Erscheinung. Bisher haben wir das Schamgefühl, die Furcht, den Stolz, den Haß, die Begriffe des Nutzens, der Ehre, des Rechts kennen gelernt, welche letzteren auch mit Gefühlen verbunden sind.

Aber zu diesen Faktoren gesellen sich ferner die Vererbungen des Verbrechertums, auf die wir hier nicht weiter eingehen; besonders aber der Kraft, zu urteilen und zu schließen. Denn in jedem einzelnen Falle muß der Verstand feststellen: „eine solche Handlung ist eine Lüge oder beschämend oder unedel oder schädlich oder demütigend". Daran knüpft sich der Schluß, z. B.:

Alle unedlen Handlungen sind mir verboten;
diese Handlung ist unedel;
folglich ist mir diese Handlung verboten.

Der Mörder schließt natürlich von seinem Standpunkte aus umgekehrt:

Alle nützlichen Handlungen sind mir geboten;
dieser Mord ist nützlich;
folglich ist mir dieser Mord geboten.

Bisher haben es sich die Denker, besonders die Theologen, sehr bequem gemacht, indem sie behaupteten, das Gewissen sei etwas Fertiges, Einfaches, von Gott dem Menschen Eingepflanztes, eine göttliche Stimme. Wir haben aber gesehen, daß es ein sehr langsam gereiftes, sehr kompliziertes Produkt der menschlichen Entwicklung ist und bei verschiedenen Charakteren, Ständen, Stämmen, Völkern einen gänzlich abweichenden Inhalt zeigt. In Kamtschatka wird einem Gaste ohne Umstände die Ehefrau zum Beilager angeboten, die größte Ehre, welche man dem Fremdlinge erweisen kann. Was wir gut

nennen, nennen andere schlecht, und umgekehrt; wenn auch die Gebildeten und Guten aller Völker wohl in den Hauptpunkten übereinstimmen. Von einer direkten Einwirkung eines menschlich denkenden Gottes kann hierbei unmöglich die Rede sein. Sonst würde man, abgesehen von dem früher Gesagten, behaupten müssen, daß die sich widersprechenden Gewissen, z. B. des Kaisers von Österreich und des Königs von Dahomey, der an jedem Festtage Hunderte von Menschen opfern läßt, beide von Gott geschaffen und als perfekt approbiert seien. Die Widersprüche der verschiedenen Kultur- und Bildungsstufen trägt man in Gott hinein. Die Natur irrt nicht; auch die Entwicklung des Menschengeschlechtes ist Natur, Emporringen zu höherer Reinheit und sittlicher Schönheit. Der Fehler liegt wieder in der falschen Konstruktion des Gottesbegriffes. Man macht ihn zu einem großen Menschen.

Wie viel bedeutender, würdiger ist die Anschauung, die wir von Gott in uns hegen! Es giebt keinen Schöpfer, sondern nur ein Werden und Vergehen, eine Umformung der vorhandenen Kräfte oder Stoffe. Die Welt, auch unser Sonnensystem ist ewig. Auf unserer sich ebenso entfaltenden und erkaltenden, verfallenden Erde erhebt sich die Entwicklung von roheren Gestalten und Gebilden, im Sichtbaren und Seelischen, zu immer edleren, vollkommeneren Wesen. Dabei sind über die breite Fläche der Erde die verschiedensten Bildungsstufen zu gleicher Zeit neben einander hingelagert; hier gut, dort schlecht, hier gelehrt und gebildet, dort unwissend und roh.

Lubbock sagt, er erinnere sich nicht eines einzigen Beispiels, daß von einem Wilden berichtet worden sei, er habe irgend ein Zeichen von Reue gezeigt. Ein Gewissen existiert in Ost-Afrika nicht, und Reue drückt nur das Bedauern über unbenutzt gelassene Gelegenheiten zu großen Verbrechen aus. Wenn Herr Ellis, ein Missionar, uns berichtet, daß er sich nicht erinnere, während seines ganzen Aufenthaltes auf den Tahiti-Inseln unter den dortigen Frauen, welche, als der Götzendienst noch herrschte, Mütter gewesen waren, auch nur

eine gefunden zu haben, die nicht ihre Hände mit dem Blute eines eigenen Kindes befleckt hätte: so würde es thöricht sein, sich einzubilden, daß irgend welche moralische Billigung diese Handlung begleitete. Und das Motiv, aus welchem diese Morde begangen wurden, wird uns offenbar, wenn wir erfahren, daß Mädchen häufiger als Knaben getötet wurden, weil sie beim Fischen und im Kriege von geringerem Nutzen wären. Wenn die Spartaner ihre jungen Krieger dazu aufmunterten, den Heloten aufzulauern und sie meuchlings zu ermorden, um Übung zu erlangen, so ist dies nicht sowohl ein Beweis verderbten Gewissens, als vielmehr ein Beweis der Abwesenheit alles Gewissens in ihren Gefühlen gegen ihre Sklaven, welche nach ihrer Ansicht nicht mehr Recht als die Tiere hatten. (Vgl. Salter, Religion der Moral, S. 119.)

Wie weit ist dagegen das Gewissen unter den Gebildeten der Kulturstaaten vorgeschritten. Während unter der Herrschaft der alten Religionen das Gewissen sich nur auf Befolgung nichtssagender Zeremonien und Vermeidung grober Verbrechen bezog, verlangen wir heute, daß man auch gegen Tiere und Pflanzen ein Gewissen haben soll. Man soll sich und die Seinen vor Leid und Krankheit bewahren, beizeiten einen Arzt rufen; den Körper pflegen, für gesunde, trockene, wohl erwärmte und gelüftete Zimmer und Betten sorgen, durch Reinigung der Kloaken und Rinnsteine Ansteckung verhüten. Man kennt jetzt Pflichten gegen den früher als die Quelle des Bösen verachteten Körper. Die Stadtbehörden und die Regierungen halten es für ihre Pflicht, die Städte und Flüsse von allem, was schädlich, zu befreien, durch Schlachthäuser, Wasserleitungen, gutes Trinkwasser alles zu beseitigen, was Seuchen erzeugen oder ausbreiten könnte. An Armenhäuser, Lazarette, Hospitäler, Irrenanstalten, Altersversorgung, Feuer- und Lebensversicherung u. s. w. als Gegenstände, auf welche sich die Pflichten vernünftiger und gebildeter Menschen heutzutage richten sollen, haben wir nur zu erinnern nötig. Die Bauern wollen freilich vielfach noch nichts von Feuer- und

Hagelversicherung wissen. Aber im ganzen verfeinert sich doch das Gewissen beständig und schmiegt sich der wahren Natur der Dinge an, während es sich von den Einbildungen des Glaubens und des Aberglaubens immer mehr abwendet. Auch hier ist, wenigstens bei den Kulturvölkern, der Fortschritt sichtbar. Ich erinnere an die Sklavenfrage, die jetzt jedes Gewissen seit dem Ende des Secessionkrieges verdammt. Ebenso muß es als eine Schmach hingestellt werden, wie wir mit den Chinesen in Kalifornien verfahren. Ist das gewissenhaft? Man sieht, die menschliche Natur drängt uns immer höher empor. Das Wachstum der Zivilisation ist zugleich das Fortschreiten, die Zunahme der Liebe und der helfenden Fürsorge.

Und dieser immanente, innen lebende und von innen treibende Drang ist eben die göttliche Kraft, die aus sich alles gebiert, erhebt, vollendet. O großes Geheimnis! Ohne daß Gott auf menschliche Weise denkt, überragt sein Thun doch alles menschliche Wissen, Ahnen, Hoffen und sind seine Wege über unsere Wege. So hoch der Himmel über der Erde, ist sein Handeln über dem kleinen Verstande des armseligen Menschen erhaben.

VI.

Das Alter des Menschengeschlechtes.

Der Gelehrte J. Klein hat durch umständliche Rechnungen nachgewiesen, daß die Erde wenigstens zwei Milliarden Jahre alt sein muß. Andere haben eine noch höhere Zahl gefunden. Da aber alle solche Berechnungen doch immer in ihren Grundlagen auf mehr oder weniger bewiesenen Annahmen oder Hypothesen beruhen müssen, kann auch das Resultat nur einen annähernden Wert ausdrücken. J. Klein berechnet also aus der Abplattung der Erde an den Polen, daß die feste Erdkruste zwei Milliarden Jahre alt ist. Vor der Erstarrung der

flüssigen Masse hat die Erde auch schon lange seit dem Zeitpunkte selbständig existiert, in welchem sie sich durch die Centrifugalkraft von dem großen, flüssigen Mutterkörper der Sonne losgerissen hatte. Wenn also andere Forscher die Erstarrung der Erdkruste auf vier Milliarden oder vier tausend Millionen Jahre zurück datieren, werden wir gewiß nicht sehr fehlgreifen, wenn wir das Alter der Erde überhaupt auf diese letztere Zahl festsetzen und uns mit der niedrigsten Zahl, der Kleins, für die Zeit seit der beginnenden Erstarrung der Erdkruste begnügen.

Nun nehmen die Geologen die Dicke der Erdrinde auf etwa 130000 Fuß an. Man behauptet, daß auf die Urzeit oder Primordialzeit 70000 Fuß Dicke entfallen, nämlich die Gebirge des Gneis, des Schiefers und der Grauwacke. In jenen ältesten Gesteinen findet man nur Meertang und schädellose Tiere. Es hat also damals schon Wasser und zwar Salzwasser gegeben, denn aus der ursprünglich gasförmigen, dann an den oberen Schichten dünnflüssigen Masse hatten sich zu allererst die Chlorverbindungen abgesetzt. Das Süßwasser ist erst später durch Verdunstung und Niederschlag entstanden. Die Sonne bedeckte ein Viertel des Himmelsgewölbes. Durch allmähliche Abkühlung und dadurch bewirkte Zusammenziehung ist sie bis auf die heutige Kleinheit zusammengeschrumpft. Diese Urzeit wird bei der Zählung der Erdzeitalter nicht mitgerechnet.

In der ersten oder Primär-Epoche (roter Sandstein, Steinkohlen, farnartige Gewächse in Form mächtiger Bäume, Fische und Amphibien) erreicht die Erdkruste mit ihren durch das Wasser abgeriebenen und als sogenannte Sinkstoffe niedergeschlagenen Schichten eine Höhe von 40000 Fuß.

In der zweiten oder Sekundär-Epoche (bunter Sandstein, Muschelkalk u. s. w., Nadelhölzer und Palmenfarne, Reptile) umfaßt sie Schichten von 15000 Fuß Dicke.

Die dritte oder Tertiär-Epoche (Braunkohle, Blütenpflanzen, Säugetiere) zeigt eine Mächtigkeit von nur 5000 Fuß. Von dem griechischen Eigenschaftsworte kainos = „neu“

teilt man sie in eocäne (Eos = Morgenröte) miocäne und pliocäne (von „meion weniger, pleion mehr“).

Die vierte oder Quartärzeit ist die letzte Epoche. Sie zerfällt in das Diluvium, die durch Abschleifung auf dem Meeresboden höchstens 500 Fuß hohe Ablagerungsschicht, und das Alluvium, die Abschwemmung von Flüssen und Seeen, die täglich vor unseren Augen stattfindet, z. B. bei den Pässen des Mississippi, vor den Mündungen des Nils, des Rheines, der Donau und durch Überschwemmungen der Flüsse. In dieser Zeit zeigen sich die Kulturgewächse und der Mensch.

Es ist durch Funde an verschiedenen Orten der Erde unzweifelhaft geworden, daß menschenähnliche Wesen, die alle Muskeln, Knochen und Gehirnteile des jetzigen Menschen, aber vielleicht noch nicht seine ausgebildete Sprache besaßen, schon in der letzten Tertiärzeit, also in der pliocänen Epoche vorhanden gewesen sind. Aber diese ausgestorbene, indessen einer der heutigen Gibbonarten sehr verwandte, zwischen Affen und Menschen stehende, nach oben strebende Tierspezies muß gerade durch die bildungsfähigeren Sprechorgane, die feineren Sinne und ein damit verbundenes zarteres Gehirn die Abzweigung von der Tierreihe ermöglicht haben. Während sich ihre Nachkommen immer weiter und edler nach der geistigen Seite ausbildeten, fielen die übrigen Zweige der Sippe mehr oder weniger wieder in das Tier, in die Bestie zurück. Deshalb kann man keine der jetzt lebenden Affenarten, auch nicht die Gibbons, als unsere Vorfahren bezeichnen. Diese Spielarten waren und sind eben nicht umbildungsfähig.

Wenn wir uns nun an eine Berechnung heranwagen, muß vorweg eingestanden werden, daß wir nicht wissen, mit welcher Schnelligkeit die Bildung oder der Niederschlag der einzelnen Schichten vor sich gegangen ist. Vielleicht oder wahrscheinlich sind die ersten, tieferen Lager viel schneller entstanden. Da es aber nur auf eine ungefähre Schätzung abgesehen sein kann, wollen wir die 130 000 Fuß gleichmäßig auf die zwei Milliarden Jahre verteilen.

Primordialzeit	=	70 000	Fuß
Primärzeit	=	40 000	„
Sekundärzeit	=	15 000	„
Tertiärzeit	=	5 000	„
Quartärzeit	=	500	„
		130 500	Fuß = 2000 Millionen Jahre.

1000 Fuß = $15\frac{1}{3}$ Millionen Jahre
500 „ = $7\frac{2}{3}$ „ „

Man kann also rund sagen: Mehr als 8 Millionen Jahre sind wahrscheinlich verflossen, seitdem die ersten menschenartigen Wesen sich von der Tierreihe losgelöst haben. Will man aber eine Verlangsamung der Schichtenbildung annehmen, so steigt der Zeitraum für die Diluvialzeit noch viel höher.

Wir erhalten indessen erst eine annähernd richtige Vorstellung von der Länge des Weges, den das Menschengeschlecht hat durchschreiten müssen, wenn wir noch einen Blick auf die ersten Spuren der Industrie oder der Kunst werfen. Die ältesten ägyptischen Denkmäler und Schriften reichen bis ins vierte Jahrtausend vor Christi Geburt zurück. Und die chinesische Kultur ist gewiß nicht jünger. Welch eine unendliche Zeit mußte aber schon verflossen sein, bis die Menschen darauf kamen, ihre Toten in regelrechten Felsengräbern zu bestatten und ihnen in noch heute lesbaren Inschriften einen Nachruf oder eine kurze Darstellung ihres Lebenslaufes zu widmen! Heinrich Brugsch hat nachgewiesen, daß das alte Paradies der Bibel, aus dem die bekannten vier Ströme flossen, nicht ein kleiner Park im Innern Asiens gewesen sein kann, sondern ein breiter Länderstrich, welcher etwa vom Euphrat und Tigris an nach Westen zu Arabien und Nubien umfaßte. Denn in sehr alten ägyptischen Schriften werden Länder südlich und östlich von Ägypten als die Stätten erwähnt, aus denen Gold und Silber, Perlen und kostbare Spezereien geholt wurden. Wie wenig bedeuten dagegen die sehr jungen Nachrichten der Bibel! Das älteste Buch darin ist vielleicht der Prophet Amos, um 900 vor Chr. G. Das erste Buch Mosis stammt

erst aus der Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft und ist sicher nicht vor 600 vor Chr. G. verfaßt. Seine Angaben über die ältesten Zeiten, die Schöpfung u. s. w., sind durchaus nicht original, sondern Übersetzungen aus den assyrischen Keilschriften. Ja es ist höchst wahrscheinlich, daß die Juden ihren reineren Gottesbegriff auch erst von dort, d. h. den Magiern empfangen haben, welche in Ormuz, dem Gotte des Lichtes und des Feuers, und Ahriman, dem Gotte der Finsternis, schon längst metaphysische Quellen für das Gute und das Böse gefunden hatten.

Wenn uns nun die ägyptischen Nachrichten schon bis etwa zum Jahre 4000 zurückleiten, hat uns Mutter Erde selbst ein unzweifelhaftes Schriftstück in ihrem Schoße aufbewahrt, nämlich eine gebrannte Thonscherbe, deren Alter man an den Sandschichten berechnen kann, welche sich darüber gelagert haben.

Unter der Leitung eines sehr vorsichtigen Geologen, Leonhard Horner, wurden von einem trefflichen Ingenieur, Hekekyan Bey, in den Jahren 1851—1854 nicht weniger als 96 Bohrlöcher in vier Reihen vom Nil senkrecht bis zu Abständen von acht englischen Meilen abgeteuft. Die meisten dieser Ausgrabungen lieferten auf verschiedenen Tiefen Reste von Haustieren, Trümmer von Backsteinen und von Geschirren. In unmittelbarer Nähe des Steinbildes von Ramses II. bei Memphis wurde unter Schichten reinen Nilschlammes, die nicht vom Wüstensande überweht worden waren, aus 39 Fuß Tiefe eine rot gebrannte Thonscherbe hervorgezogen. Seit die Statue des Ramses errichtet wurde, etwa 1360 vor Chr. G., hatte sich um diese eine Nilschicht von 9 Fuß 4 Zoll angehäuft; folglich hat der Maßstab der Alluvialbildung an jener Stelle $3^1/_2$ Zoll im Jahrhundert betragen. Wäre also jene Töpferscherbe in gleicher Geschwindigkeit vom Nilschlamm eingehüllt worden, dann müßten schon 11 646 Jahre vor unserer Zeitrechnung am Nil Thongefäße gebrannt worden sein. Zählen wir die 1900 Jahre unserer Zeitrechnung dazu, so erhalten wir 13 546 Jahre als den Zeitraum, vor welchem wenigstens

in Ägypten, wahrscheinlich aber auch in anderen durch das Klima begünstigten Gegenden, Menschen die Töpferkunst gekannt haben müssen. Jedenfalls haben sie andere Künste, z. B. die Anfertigung von Pfeil und Bogen, Werkzeugen, Kleidern und Hütten, schon früher besessen. (Vgl. Peschel, Völkerkunde.)

VII.

Die Freiheit.

Die ersten Menschen haben viele Millionen von Jahren nur durch beständigen Kampf gegen die übermächtige Natur, Frost und Hitze, Gewitter, Sturmflut und Überschwemmung, Hebung und Senkung des Erdbodens, gegen wilde Tiere und Menschen ihr Leben gefristet und zu angenehmerer Existenz emporgehoben. Ihnen ist gewiß nie der Gedanke aufgestiegen, daß sie frei sein könnten; höchstens, daß für eine kurze Spanne Zeit, vielleicht durch den Schutz einer von innen verrammelten Höhle für eine Nacht eine Pause im Kampfe einträte, oder daß sie mit weniger Widerwärtigkeiten zu ringen hätten als früher. Denn der Kampf ums Dasein ist keine Erfindung der neueren Zeit, wenn es auch der Ausdruck struggle for life ist. Aber auch noch heute hat ihn jeder durchzuführen, der Begütertste wie der Bettler, selbst der scheinbar nur seinem Belieben lebende Fürst.

Erst als man sich von den früher stündlich und täglich drohenden Gefahren und Schrecknissen der Natur so weit entfernt hatte, daß man in Haus und Stadt und Staat ein relativ und für längere Zeit gesichertes Dasein zu führen vermochte, konnten begabtere Geister, die sich in einer gewissen Unabhängigkeit dem philosophierenden Denken überlassen durften, den Begriff der Freiheit fassen. Frei ist ein sogenannter

relativer Begriff, d. h. er hat nur durch Beziehung auf etwas anderes einen bestimmten Sinn, wie z. B. „Vater" nicht ohne „Kind" gedacht werden kann. So bedeutet frei nur etwas, wenn man hinzufügt, wovon etwas oder jemand frei ist. Der nackte Begriff der Freiheit, wie ihn Philosophen und Theologen aufgestellt haben, ist ein Nichts; und da wundert man sich, wenn aus nichts nichts wird, nämlich kein vernünftiges Resultat herauskommt.

Einige Beispiele mögen uns leiten. Der Fluß ist frei von Eis. Vom Eise befreit sind Strom und Bäche. Der Weg ist frei. Frei ist dem Wanderer der Weg. Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden! ruft Tell dem vom Pferde sinkenden sterbenden Geßler zu. Durch schnelle Zahlung der Milliarden wurde Frankreich bald von den deutschen Okkupationstruppen befreit. Der Tyrann Geßler spricht: Ein allzu milder Herrscher bin ich noch gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei. Die Gutsbesitzer verlangen Steuerfreiheit. Der Verbrecher befreit sich von seinen Fesseln. Der Gefangene sehnt sich nach Freiheit. „Freiheit und Gleichheit" hört man's in der Revolution schallen.

Wenn der Mensch also frei ist, ist er von einer bestimmten Sache, Last, Qual, Hemmung frei. Gehemmt, unfrei ist man stets von anderen Seiten her. Wer frei von Hunger ist, steht wieder unter dem Zwange, die genossene Speise zu verdauen, neue Nahrung oder die Mittel zu ihrer Beschaffung zu erwerben, oder sie vor Verderben zu bewahren, und so weiter. Wenn ich gehe, scheine ich frei, aber ich bin gezwungen, das rechte Bein vorzusetzen, sonst würde ich fallen; dann wieder das linke. So ist das Schreiten ein beständig verhindertes Vornüberfallen. Leben ist ein immer von neuem aufgehaltenes Sterben; wenn wir nicht sterben wollen, sind wir gezwungen, zu essen, zu trinken, zu atmen. Ottilie in Goethes Wahlverwandtschaften will sterben; deshalb nimmt sie keine Nahrung zu sich; sie stirbt auch wirklich an Entkräftung. Aber sie handelt nicht

frei, sondern gezwungen. Sie ist an dem Tode des Kindes ihres Geliebten schuld; diese Schuld will sie büßen; außerdem fühlt sie schwer das Unrecht ihrer Liebe, da Eduard verheiratet ist. Unter dem ernsten Zwange dieser Schuld und dieser unhaltbaren Verhältnisse tötet sie sich. Aber ein anderer Charakter hätte sie ertragen. Hier gelangen wir zu dem Kernpunkte der Frage.

Man unterscheidet den angeborenen und den erworbenen Charakter. Wir haben schon bei dem Gewissen gesehen und wissen nun noch genauer, daß die menschlichen Eigenschaften das Resultat einer Vererbung von vielen Millionen Jahren sind. Diese Erbschaften sind die angeborenen Anlagen, welche wie Keime der Entfaltung harren. Nun wird aber jeder Mensch an einem bestimmten Orte, Berg, Thal, Ebene, Niederung, Meeresufer, Insel, in einer bestimmten Zone, zwischen Pol und Äquator, in einem bestimmmten Klima geboren. Ferner in einer bestimmten, eigentümlich beschaffenen Zeit, im sechzehnten Jahrhundert, im neunzehnten, im Kriege, im Frieden, in einer Stadt, in einem Dorfe, in einem einsamen Hause, im Walde, in der Wüste, in einem Palaste oder in einem feuchten Keller, im Judentum, Christentum oder als Heide, in einer guten Umgebung oder unter Verbrechern. Müssen alle diese und andere Dinge nicht einen zwingenden Einfluß auf des Kindes Seele ausüben? K a n n sich das Kind überhaupt frei entwickeln? Nun denke man noch an die Lehren der Eltern, Lehrer und Prediger, an Bücher und Umgang, an Kunst, Musik und Wissenschaft, an die Wirkungen auftretender Krankheiten oder Verkrüppelung einzelner Organe. Wo bleibt da die Freiheit?

Der Mensch handelt immer in einem gegebenen Augenblicke unter dem Zwange seines angeborenen, seines erworbenen Charakters und der ihn umgebenden Umstände. Aus diesen drei Faktoren entsteht das Resultat der Handlung. Man darf einen vorherrschenden Zweck nicht besonders in Rechnung ziehen. Er gehört zu den Umständen. Ein Beispiel: Gelderwerb ist

gewiß ein Zweck, und in vernünftigen Grenzen auch ein edler. Auf diesen Menschen hier übt er aber, außer dem Zwange, für die notwendige Nahrung und Kleidung zu sorgen, keine Wirkung, keinen Reiz. Viele andere rennen ihm mit Hast und Gier nach, opfern ihm Ehre und Gewissen. Der Eine schwört um schnöden Gewinnes willen leicht einen Meineid. Ein Anderer geht lieber zu Grunde, ehe er lügt oder falsch schwört. Die Ursache dieser verschiedenen Handlungsweisen ist der verschiedene Charakter. Dieser zwingt diesen Menschen zu dieser That.

„Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht, wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln."

Wallenstein.

Gleich wie die äußeren Antriebe, den Zweck eingeschlossen, durch ihre Mannichfaltigkeit die verschiedensten, ja oft entgegengesetzte Handlungen hervorbringen, thut es auch der angeborene Charakter. Denn wir wissen nicht, welche einzelnen Anlagen in uns schlummern. Häufig werden Triebe, gute und schlechte, erst durch den Anreiz der Umgebung, der Verhältnisse geweckt. Wie oft hat man beobachtet, daß jemand, wenn, wie man jetzt gern sagt, er in das rechte Milieu kam, zu einem ausgezeichneten Heerführer, Staatsmanne, Kaufmann oder Künstler geworden ist. In den Vereinigten Staaten ist mancher schlichte Rechtsanwalt oder Landwirt, wie einst Cincinnatus in Rom, zum Präsidenten der Republik oder zum Feldherrn erhoben worden und hat seine Stelle mit Geschick ausgefüllt. Wer hätte in dem Buchdruckerlehrling Franklin den späteren vortrefflichen Gesandten am französischen Königshofe vermutet? Wer in dem Kadetten zu Brienne den großen und furchtbaren Napoleon? Wer in dem Karlschüler den Freiheitssänger Schiller?

So sehen wir auf dem Gebiete des Seelenlebens den Kausalnexus oder Ursache und Wirkung ebenso in Thätigkeit

wie in der sichtbaren Welt. Ihm entrinnt nichts. Alles entsteht aus vorhergehenden Ursachen. Also auch des Menschen Sinn und Handeln.

Wenn aber der Mensch auch nicht frei oder willkürlich handeln kann oder, wie die beliebte Phrase heißt, wenn es keine Willensfreiheit giebt, fällt damit doch nicht zugleich die Verantwortlichkeit des Individuums. Die Begriffe frei und verantwortlich werden häufig mit Unrecht verwechselt. Wenn jemand eine Handlung gethan, muß er ihre Folgen, wenn er ein Verbrechen begangen hat, die Strafe tragen. Denn er ist der Urheber: er ist verantwortlich. Man beugt die Würde und die Notwendigkeit des Rechtes, wenn man in der neueren Justiz oft wegen erblicher Belastung mildernde Umstände annimmt. Man zieht damit das Verbrechertum und — auch die Sozialdemokratie groß, die Reichtum ohne die hervorbringende Ursache, ohne Anstrengung will. Gewiß soll, wie schon Aristoteles sagt, in einem Rechtsstaate neben der ernsten Gerechtigkeit die freundliche Billigkeit walten. Aber die Fälle, wo dies geschehen soll, müssen allgemein vorgesehen und im Gesetzbuche fixiert sein; z. B. wenn jemand durch höhere Gewalt, wie Erdbeben, Gewitter, Überschwemmung zu etwas gezwungen oder an etwas gehindert wird. Ferner: bis zum 12. Lebensjahre wird das Kind für kaum zurechnungsfähig gehalten, weil es sich der Folgen seines Thuns noch nicht bewußt sein kann, sie nicht kennt. Vom 12. bis zum vollendeten 18. Lebensjahre wird der Mensch nur für halb zurechnungsfähig gehalten und wird in Deutschland selbst bei Mord nur mit höchstens funfzehn Jahren Gefängnis, nicht mit Zuchthaus oder mit dem Tode bestraft.

Dieses Fehlen der Willensfreiheit haben alle strengen Denker anerkannt; und wer nicht von seiner Stellung oder einer vorgefaßten Theorie beherrscht wird, kann dem Zugeständnis des Kausalnexus nicht ausweichen. Als Zeugen wollen wir nur Plato, Luther, Spinoza und Kant hervorheben.

Plato erkannte, daß sich die Freiheit auf dieser Erde nicht halten ließe. Er wollte sie aber nicht aufgeben, wahr-

scheinlich von den aus Ägypten stammenden eleusinischen Mysterien irregeleitet, welche die Unsterblichkeit lehrten. Konsequent dachten die Alten, selbst im Irrtum. Denn wenn man die Seele einmal mit Unsterblichkeit ausstattet, muß sie auch ungeboren, also schon vor diesem Erdenleben dagewesen sein. In dieser Präexistenz findet nun Plato Raum für seine schiffbrüchige Freiheit: die Seele habe die freie Wahl gehabt, sich nach ihrem Belieben einen Charakter auszusuchen. Sobald sie das indessen gethan, habe alle Freiheit aufgehört; mit diesem bestimmten Charakter und allen ihm anhaftenden Folgen bleibe sie bis zu dem Tode des Leibes auf Erden verbunden. So hat Plato, indem er die Freiheit suchte, doch wieder eine strenge Notwendigkeit gefunden. Denn wir erkennen von unserem Standpunkte aus in der Präexistenz der Seele das Vorhandensein ihrer Eigenschaften in Vater und Mutter. So aufgefaßt, ist Platos Ansicht durchaus nicht thöricht. Sein Grundfehler, der Dualismus, führt ihn auch hier zu einer falschen Darstellung an sich richtiger Gedanken.

Erasmus von Rotterdam, einer der größten Humanisten der Reformationszeit, freute sich über die Schärfe, mit der Luther der Dummheit und Frechheit der Mönche zu Leibe ging. Als ihn der Kurfürst von Sachsen um seine Meinung befragte, gab er die berühmte zweideutige Antwort: „Luther habe in zwei Stücken gefehlt, darin, daß er die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche angetastet.“ Nun hatte König Heinrich VIII. von England in einer Schrift den defensor fidei, den Verteidiger des Glaubens gespielt und den Bauernsohn Luther mit ungezügelter Verachtung behandelt. Luther antwortete ihm grob und strafte „den königlichen Hanswurst“ ohne Schonung. Da blieb Erasmus nichts anderes übrig, als sich der Sache seines größten Wohlthäters, des Königs Heinrich, anzunehmen. Er wählte dazu schlauerweise ein Thema, das den Streit zwischen Papst und Luther garnicht berührte: die Lehre vom freien Willen. Er studierte mit päpstlicher Erlaubnis Luthers Bücher und gab 1524 eine lateinische Schrift „Abhandlung vom

freien Willen“ heraus, ein Thema, dem er bei seinem Mangel an philosophischer Bildung und wohl auch an Lebenserfahrung nicht gewachsen war. „Der Mensch könne aus sich zur Wahrheit und Tugend gelangen“, war die Summa seines Buches. Luther antwortete 1525 in seiner Schrift: „De servo arbitrio“, von dem unfreien Willen. Sein eigener Lebensgang zeigte ihm auf Schritt und Tritt den zwingenden Einfluß und das Zusammenwirken innerer und äußerer Faktoren. Dasselbe Resultat ergab ihm das Studium der Werke des heiligen Augustinus. Die Bibel lieferte ihm ebenso Beweise: Gott verstockte des Pharao Herz, so daß er nicht anders als böse gegen die Kinder Israels handeln konnte; er war also unfrei. Dann die bekannte Stelle im neunten Kapitel des Römerbriefes, in welcher Paulus spricht: „Gott kann ein Gefäß zu Ehren und eines zu Unehren machen, wie ein Töpfer.“ Diesen paulinischen Gedanken treibt nun Luther so auf die Spitze, daß er den Menschen einen truncus, einen Klotz nennt, den Gott werfen kann, wie er will; der Mensch ist ein Sklave, servus, des Geschicks, also gänzlich unfrei. Während die lutherische Kirche diesen Gedanken Luthers nicht angenommen, hat die reformierte unter Calvin und Zwingli die notwendige Konsequenz daraus gezogen und die Lehre von der Prädestination aufgestellt: wen Gott zur Seligkeit vorherbestimmt hat, der wird selig, ob er will oder nicht; wen Gott für die Verdammnis auserkoren, der verfällt den ewigen Höllenqualen. Fürwahr eine schöne Lehre, der Religion der Liebe und eines allgütigen Gottes würdig! Wie bei Plato werden auch von Luther und Calvin richtige Gedanken durch Verquickung mit unbewiesenen Hypothesen Ursachen falscher Lehrsätze. Läßt man den menschlich gedachten Gott gänzlich aus dem Spiele, so ist die logische Gedankenbahn völlig frei und Luther hat Recht.

Von Spinoza haben wir schon gesprochen. Seine mathematische Methode, wie Euklid alles aus unbewiesenen und unbeweisbaren Axiomen abzuleiten, überträgt er auf seinen Gegenstand, auf Gott selbst. Aus den beiden Attributen

Gottes, der Ausdehnung und dem Denken, geht alles mit Notwendigkeit hervor. Für die Freiheit bleibt in diesem ernsten Reiche des strengsten Kausalnexus kein Raum: die dira necessitas, die grause Notwendigkeit herrscht, wie Horaz sagt. Unter Ausdehnung versteht Spinoza die ganze sichtbare Natur mit ihren Kräften, die natura naturans, die alles aus ihrem Schoße gebiert; unter Denken alles Geistige. Wie weit dies nach ihm reichen soll, ist schwer zu entscheiden, da er die ganze Natur beseelt, animata, nennt. Die einfachste Lösung ist wohl die, anzunehmen, daß ihm Ausdehnung und Geist, also Natur und Seele in Wirklichkeit Eins waren, das Ἓν καὶ πᾶν Lessings, Herders und Goethes. Die Zerreißung in mehrere getrennte Eigenschaften liegt an der eigentümlichen Einrichtung unserer teils sinnlichen, teils geistigen Auffassung. Die Zerlegung in Ausdehnung und Denken oder Natur und Geist ist ein, freilich notwendiges, Trugbild unseres Gehirns.

Kant findet in dem Reiche der Erscheinungen keinen Platz für die Freiheit. Wie bei Plato, Luther, Spinoza giebt es auch bei ihm kein Entrinnen aus dem kausalen Zusammenhange. Wir sind Wirkungen und werden wieder zu Ursachen. Aber der dem Kausalgesetz unterworfenen Welt der Erscheinungen liegt das „Ding an sich“ zu Grunde, das was das Wesen der Welt ohne den Spiegel unserer Sinne und unseres Denkens ist. Von diesen Dingen an sich können wir nie etwas erfahren; nur die Erscheinungen, nur die Erfahrung ist uns zugänglich. Darin hat Kant unumstößlich Recht und steht auf des Engländers Baco von Verulam eisenfesten Schultern. Auf diesem Gedanken Kants ruht die Naturwissenschaft, die ganze moderne Weltauffassung. Er und seine Nachfolger, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Hartmann haben so viel Unheil angerichtet und so viel thörichtes Zeug zu Tage gefördert, weil sie sich herausnahmen, über das unerkennbare „Ding an sich“ etwas wissen und aussagen zu wollen. Was nicht in die Erfahrung des Menschen gelangt, wenn auch nur indirekt, z. B. durch mathematische Berechnung oder aus seinen Wirkungen, ist

für ihn nicht vorhanden. Der Franzose Leverrier berechnete im Jahre 1845 aus den Abweichungen des Uranus von seiner Bahn, daß jenseits desselben ein noch fernerer Planet unseres Sonnensystems vorhanden sein müsse, welcher den Uranus aus seiner Bahn ziehe. Aus der Größe des Uranus und der Größe seiner Abweichung berechnete Leverrier die Größe und die Entfernung des unbekannten Planeten, den er Neptun taufte. Die Fernröhre aller Astronomen suchten aufs emsigste nach dem Ruhestörer: und richtig wurde er schon im Jahre 1846 gefunden. Welch ein Triumph des menschlichen Geistes, der Wissenschaft! Aber errungen auf Grund der Erfahrung, der vom Uranus gegebenen Daten.

In dieses uns völlig fremde „Ding an sich“, mit dem verglichen selbst der Neptun unser nächster Nachbar ist, dessen tägliche Spaziergänge wir aus unserem Fenster beobachten können, in dieses Ding an sich verlegt nun Kant die Freiheit, die er durchaus retten will und die in der Welt der Erscheinungen keine Stätte findet, wo sie ihr Haupt betten könnte. Er erfindet dazu einen besonderen Ausdruck, er spricht von dem „intelligiblen Charakter“. Der soll die Form der Seele sein, die hinter dem sich offenbarenden Charakter steckt, als Ding an sich. Das Ding an sich hat sich diesen Typus von Charakter frei gewählt; der sichtbare Mensch ist von jenem Typus abhängig, also der dira necessitas unterthan. Man bemerkt die große Verwandtschaft mit der platonischen Lehre. Aber auch hier dürfen wir sagen, trotz der irrtümlichen Darstellung ringt bei Kant der wahre Sachverhalt, um ans Licht zu gelangen. Vor dieser erscheinenden Charakterform liegt wirklich etwas Reales, nämlich, der Charakter von Vater und Mutter und allen Vorfahren.

VIII.

Die Glückseligkeit.

Freiheit des Willens oder Wahlfreiheit giebt es nicht, wie wir gesehen haben; es geschieht nichts ohne Ursache. Wir haben ferner gefunden, daß der Begriff der Freiheit mit dem der Verantwortlichkeit ohne Grund verwechselt wird. In den meisten Fällen wird er aber mit dem Begriffe der Glückseligkeit vertauscht oder vermischt. „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt, Komm' mit deinem Scheine, süßes Engelsbild." Der Dichter meint das Glück, die Befreiung von allen Hindernissen, vom Drucke der Fremdherrschaft, dem einheimischen Absolutismus, von den Fesseln, welche die Selbstregierung der Bürger hemmen, von allen Schranken des Verkehrs, der Industrie, überhaupt des Lebens.

Daß die Glückseligkeit ein Gefühl ist, wird niemand bezweifeln. Man teilt die Gefühle in zwei Arten, die der Lust und die der Unlust. Wenn also alle Gefühle der Unlust von jemand genommen sind, empfindet er für eine kurze Zeit Behagen, Freude; in dieser Zeit hält er sich für glücklich. Unter Glückseligkeit versteht man aber doch noch etwas anderes. Aristoteles hat in seiner nikomachischen, für seinen Sohn Nikomachus geschriebenen Ethik der Eudämonie als der Grundlage der ganzen Ethik das erste Buch gewidmet. Er meint, sie müsse durch ein ganzes Leben währen. Da aber niemand immer schmerzfrei ist, durch Kinder, Verwandte, Freunde, öffentliche Verhältnisse Unlust empfindet, würde nach Aristoteles kein Mensch glückselig sein können, und Solon würde Recht haben, wenn er behauptet, niemand sei vor seinem Tode glücklich zu preisen. Diese absolute Freiheit von Schmerz oder Unlust ist also, als dem Menschen unerreichbar, ganz außer acht zu lassen. Unter Glückseligkeit wird folglich ein Zustand zu verstehen sein, der dem Menschen erreichbar ist, eine gewisse längere, vielleicht

lange Dauer hat und auf einer relativen Schmerzlosigkeit beruht. Um ihr Wesen zu ergründen, müssen wir weit ausholen.

Die alte Philosophie und Theologie haben den phantastischen Glauben des gemeinen Mannes aufgenommen, der aus dem Fetischismus herrührt, daß es Teufel und Engel giebt. In der menschlichen Natur sei ein böses Prinzip und ein gutes vereinigt. Alles, was aus dem Leibe stamme, alles Irdische sei böse, teuflisch; alles, was aus dem Glauben komme und ihm diene, göttlich und gut, selbst wenn der größte Unsinn, wie die Anbetung von mehreren Göttern, oder die schmachvollste Roheit, wie die Verbrennung von Ketzern und Hexen von der Kirche befohlen wird. (Und man hat berechnet, daß im Laufe der Jahrhunderte elf Millionen Menschen als Hexen, d. h. vom Teufel besessen, von der katholischen und der protestantischen Kirche hingemordet worden sind. Also selbst Unsinn und Barbarei werden, wenn die Kirche sie will, gut und göttlich.) Das ist der alte, falsche Dualismus; denn es giebt nur Eine Natur, und der Mensch ist nur Eins, eine Einheit. Leib und Seele lassen sich nicht trennen. In dem Menschen wird nicht ein Kampf von zwei fremden Gewalten ausgefochten, sondern Leib und Seele sind ein harmonisches Ganzes, eins das andere erhaltend, nährend, fördernd. Aristoteles nennt die Seele die zweckgemäße Verwirklichung des Leibes. Die leiblichen Anlagen haben sich unter den Zwecken, die der sich langsam emporringende Mensch verfolgte, immer mehr vervollkommnet. Die Zwecke zogen den Leib nach sich; und der vollkommenere Leib konnte der Seele gestatten, höhere Zwecke zu fassen und zu verwirklichen.

Wir wissen, daß das Menschengeschlecht aus Tieren entstanden ist. Den ersten Geschlechtern mußte durch Millionen von Jahren die Roheit der Tiere anhaften. Einerseits besaßen die tierischen Eigenschaften noch ein Übergewicht, andererseits verlangte der Kampf um das tägliche Brot und gegen Feinde, besonders gegen die Tiere, rohe Gewalt, Anwendung grausamer Mittel. Sehr langsam, in dem Maße

wie die äußere Natur der Erde, das Klima, das Aussterben und Verdrängen der wilden Bestien eine mildere Umgebung schufen, wurde auch der Mensch menschlicher, humaner. Aristoteles sagt: „Wo die Leidenschaften herrschen, herrscht das Tier; wo die Vernunft herrscht, herrscht Gott." Man darf nicht glauben, daß jene rohen Zustände und Charaktere ausgestorben sind. Mitten unter uns bewegen sich viele, deren Natur noch ein wesentliches Erbteil eines Tigers, eines Wolfes oder Fuchses an sich trägt. Die Kriminalrichter können jeden darüber unterrichten. Ferner betrachte man die Wilden in Australien, Afrika, Süd-Amerika. Welche Roheit bei wieviel Schlauheit! Und wir brauchen nicht so weit zu gehen. Sind die Kriege etwas anderes als die trostlosesten Zustände der ersten Anfänge? Ihr Blutvergießen, ihre Grausamkeit sind die Roheit, Rachsucht und rücksichtslose Gewalt der frühesten Zeiten. Giebt es etwas mehr Tierisches als das Duell? Ist die Ausbeutung der Bürger, Bauern und Arbeiter durch die Adligen und die großen Industriellen etwas anderes? Ein edler Adliger, und es giebt solche, dem ein humanes, mitleidiges und bescheidenes Herz im Busen schlägt, ist eine herrliche Erscheinung. Es ist etwas Schönes um solch ein Erbe von vielen gutern Vätern her, ein Erbe, das in reiner, tugendhafter, tapferer Gesinnung besteht, die an Arbeit, Zucht und Keuschheit das höchste Gefallen findet und voll zarter Rücksicht für das Wesen und die Schwächen anderer ist. Aber leider glauben viele Adlige, träges Nichtsthun, geräuschvolle Gelage und geschlechtliche Ausschweifungen seien ein notwendiges Ingredienz des Adels; und damit sie genießen können, müsse der gemeine Mann und der Staat für sie unvergoltene Opfer bringen.

Auch unter Bürgern und Bauern leben Familien, die ihre Tüchtigkeit durch Jahrhunderte lange Vererbung überkommen und gesteigert haben. Aber bei sechzehn und mehr Ahnen der alten Adelsgeschlechter tritt ein gutes Resultat auffälliger in die Erscheinung. In dieser Beobachtung liegt das ganze Geheimnis der Gesittung, der Freiheit, der Glückseligkeit.

Der göttliche Plato hat das Richtige erkannt: die Veredelung des Menschen geschieht durch Erziehung und Unterricht. Wir müssen hinzufügen, nicht an Einem Menschen oder an einer Generation, sondern durch fortgesetztes Bemühen und Vererben an tausend Generationen. Als in dem alten Rom die Plebs auf den heiligen Berg zog und nicht mehr zurückkehren wollte, sandten die Patrizier den Menenius Agrippa hinaus, der sie durch die Fabel vom Magen und den Gliedern umstimmte: „Wenn der Magen sie nicht ernährte, könnten die Glieder nicht arbeiten; aber wenn die letzteren ihm nicht die Nahrung zuführten, hätte der Magen nichts zu verdauen." Auf dieser Gegenseitigkeit der Leistungen ruht jeder Organismus, auch der sittliche. Ursprünglich war wie bei dem Regenwurme der ganze Leib der Magen. Erst allmählich haben sich die einzelnen Organe herausgegliedert. Der Hunger und seine Befriedigung bildet die Grundform der Lebensthätigkeit. Dieses Hineinziehen der Nahrung in sich ist der Anfang aller leiblichen und geistigen Funktionen. Man nennt ihre Bethätigung gewöhnlich Selbstsucht, welches Wort einen verächtlichen Sinn enthält. So weit aber dies Thun zur Existenz nötig, ist es berechtigt, und wir wählen deshalb für diese gebotene Lebensäußerung lieber das Wort „Selbsterhaltungstrieb". Er ist, wie dort der Hunger, so hier auf dem sittlichen Gebiete das feste Gerüst, die Basis, auf der und durch die alle anderen Tugenden erst möglich werden. Aristoteles sagt: „Erst leben, und dann sittlich schön leben."

Bei den ersten Halbmenschen und in den nächsten Millionen von Jahren herrschte sicher nur der Selbsterhaltungstrieb, der Nutzen. Nützlich heißt auf lateinisch utilis. Die philosophische Lehre, welche die Nützlichkeit zum Maßstabe der Handlungen macht, nennt man deshalb Utilitarismus, ihre Anhänger Utilitarier. Aber das Tier selbst geht schon vielfach über diesen rohesten Standpunkt hinaus. Wenn Tiere ihre Jungen zärtlich lieben und verteidigen, ist damit der Anfang der Liebe zu dem andern (alter), zum Altruismus geschaffen. Noch heute sehen

wir, daß Schweine ihre eigenen Kinder auffressen. Wenn aber ein Löwe seine Jungen mit eigener Gefahr schützt, was nützt das ihm? In kurzer Zeit verlassen sie ihn doch. Bei dem Hunde sehen wir durch lange Vererbung und gute, sorgfältige Behandlung von Seiten des Menschen eine vollständige Domestikation, eine Erziehung zu milden Sitten und edlen Tugenden, Dankbarkeit, Treue, Aufopferung für seinen Herrn, für einen anderen: könnte man das nicht Altruismus nennen?

So, auf solchen Wegen müssen wir uns die allmähliche Humanisierung des Menschengeschlechtes vorstellen. Selbsterhaltungstrieb mit seinem ganzen Gefolge von Tugenden einerseits und die Liebe zum Nächsten mit ihren Konsequenzen andererseits sind die Grundpfeiler der Sittlichkeit. In der Elternliebe liegt die Nächstenliebe und der Altruismus eingeschlossen. Am Anfange der Geschichte lag tierische Roheit und Selbstsucht; am Ende der Entwicklung sollte Hingabe an fremdes Wohl die Krone der Gesittung bilden.

Die Anhänger der Nützlichkeitslehre behaupten, wenn Giordano Bruno, Johann Huß für ihre Überzeugung den Flammentod erlitten haben, lieber als zu widerrufen, hätten sie eben aus Egoismus gehandelt; die Lust, für ihre Meinung zu sterben, sei größer gewesen, als die Lust zum Leben, folglich seien sie der größeren Lust, also dem Nutzen gefolgt. Aber das ist ein bloßes Tändeln mit Worten. Die Liebe zum Leben und die Furcht vor dem Tode wohnt jedem Wesen so tief im Busen, daß es eines sehr starken Gegengewichtes bedarf, um jene zu überwinden. Bei Huß kann man noch die Hoffnung auf das Jenseits als Motiv ins Feld führen. Bei Giordano Bruno, dem Lehrer des ewigen Flusses, der ewigen Umwandelung des Stoffes und der Formen, fällt dies Motiv gänzlich weg. Welche Seelenstärke, welch ein Idealismus, welche Tapferkeit gehört dazu, für einen großen Gedanken, der die Welt befreien kann, Leib und Leben zu opfern! Wenn Huß und Bruno noch in den Flammen begeisternde, den Willen stärkende Lust oder Freude empfunden haben, dann müssen wir sagen,

zu solcher oder ähnlicher Lust und Freude müssen und wollen wir die Menschen erziehen. Gerade so sagt Plato: „wir müssen die Jugend so erziehen, daß sie an dem Richtigen Lust und an dem Unrichtigen Unlust empfindet.“

Gedanken und Gefühle, die die Welt befreien können! Das ist es. Darin besteht die Freiheit, die Glückseligkeit. Wovon befreien? Von der Roheit des Tieres und seiner Unwissenheit. Wie geschieht das? Durch Gewöhnung und Unterricht. Die Gewöhnung zum Rechten, Edlen, Schönen oder zum Altruismus, man könnte sie, wenn man sich vor dem Worte nicht scheute, Dressur zum Edlen nennen, ist in erster Linie Aufgabe des Elternhauses. Vater und Mutter müssen in Pflichterfüllung, Zucht und Ehrbarkeit als Vorbilder voranleuchten, in Arbeit und Genügsamkeit ein Beispiel geben, durch Ermahnung und Strafe treiben und zügeln, durch von Vorurteilen und Aberglauben freien Sinn Herz und Geist der Kinder in das Große, Feste, Erhabene hineinlenken, hineinleben. Das Vorleben und das Nachsichziehen ist die Hauptsache. „Steter Tropfen höhlt den Stein.“ Die gleichmäßige, jahrelange Gewöhnung wirkt wie ein immer vermehrtes Gewicht. Räudige Schafe giebt es freilich in der besten Herde.

Zu der steigenden Loslösung von der Roheit muß sich aber auch die zunehmende Befreiung von der Unkenntnis gesellen. Ohne Aufgeben der Selbstachtung kann es mit der jetzigen doppelten Bildung unserer Jugend nicht weitergehen. Die alten Lehren der Kirchen stehen in diametralem Gegensatze zu den Lehren der Naturwissenschaften und der ganzen modernen Zeit. Die letzteren lassen nur zu, was sich zeigen oder beweisen oder durch längere Induktion höchst wahrscheinlich machen läßt, und dies auch nur als „höchst wahrscheinlich“. Die Kirchen verlangen, daß man das Gegenteil, das Unwahrscheinlichste, ja Unmögliche glauben soll. Noch fordert die Kirche das alte: „credo, quia absurdum, ich glaube, weil es unsinnig ist.“ In den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas hat man das allein Richtige gethan. Man hat die Religion aus den Schulen aus-

geschlossen, sie in das private Leben verwiesen, wo sie hingehört. Es ist Sache der Eltern, welche und wieviel Religion sie diesem oder jenem Kinde übermitteln wollen. Denn die Religion ist Sache des Gemütes. Das Gemüt ist aber bei jedem Menschen individuell anders gestaltet. Der öffentliche Unterricht muß jedoch für alle gleich sein, und sich notwendig in fertigen Sätzen und Gedanken bewegen, die man überliefern und auswendig lernen kann. Gerade das ist aber der Tod des Gefühls, der Religion. Die Dogmatik ist für die Laien, für die Erhebung des Gemütes wertlos, ja hinderlich. Was an den schulmäßigen Belehrungen besonders erziehend wirkt, ist der moralische Inhalt der vorgetragenen Erzählungen. Ein Unterricht in den Grundzügen der Moral, wozu man recht wohl auch biblische Geschichten als Beweise verwenden könnte, würde also dem Bedürfnis vollkommen genügen. Da indessen eine so große Masse des Volkes noch zu tief steht, um einen moralischen Einfluß auf ihre Kinder auszuüben, wendet man ein, müßte, wenigstens in Europa, der Staat sich der Sache der religiösen Erziehung annehmen. Gut. Wir wollen das zugeben, obgleich ein gründlicher Unterricht in der Moral dasselbe Resultat ergeben würde (vgl. Salter, Moral. Reden S. 28 u. s. w.). Wenn also durchaus jetzt noch religiöser Unterricht sein muß, müßte er so erteilt werden, daß er nicht dem übrigen Lehrstoffe widerspricht, in dem das Kind überall die Herrschaft der Vernunft, des mathematischen Gesetzes, des Kausalnexus kennen und achten lernt. Über kurz oder lang wird sich sonst der genarrte und betrogene Verstand der begabteren Kinder gegen das Gelernte auflehnen, eine offenbare Irreführung bemerken und gar nicht mehr glauben. Ich habe nicht nur Kinder und junge Leute, sondern reife Männer, von Zweifeln zerrissen, bei mir Klärung der trüben Gährung in ihrem Innern suchen sehen. Wie sollten sie die Dreieinigkeit, wie die unbefleckte Empfängnis, wie die Gottheit Christi, die Existenz eines besonderen heiligen Geistes, die Auferstehung des Fleisches mit den Naturgesetzen in Einklang bringen? Eins muß doch

offenbar weichen, entweder die offenbare, handgreifliche, täglich sich unabweislich aufdrängende Wahrheit der Naturgesetze oder die widerspruchsvollen Glaubensartikel. Es bedarf keiner Antwort, wohin die Wage sinkt. Daher heutzutage so viel Unglaube, so viele Gottesleugner, besonders unter den Sozialdemokraten. Oft wird das Kind mit dem Bade, die Moral mit der Religion ausgeschüttet. Dann steht der verratene Mensch dem Nichts gegenüber. Das herrliche Resultat der äonenlangen Erziehung des Menschengeschlechtes ist verloren, wird als wertloser Ballast über Bord geworfen. Und diejenigen, welche die Unglücklichen in die Irre geführt haben, sind die Diener der Kirche. Wenn sie auch noch so viel schreien und protestieren, wir wissen es besser, daß die meisten unter ihnen selbst an jene Dogmen nicht glauben. Warum? werden wir sofort erfahren.

Was bliebe nun an religiösem Stoff für die Volksschule übrig? Von Gott kann man unbedenklich mit aller Ehrfurcht und Andacht sprechen. Man kann ihn auch den Kindern in der hergebrachten Form eines allmächtigen Menschen vorführen, der lobt und tadelt, lohnt und straft, spricht und donnert. In all dem liegt keine Lüge. Das Kind muß es mit einem ihm bekannten, faßlichen, konkreten Wesen, einem Vater im Himmel zu thun haben. Man müßte freilich später dafür sorgen, die menschliche Person von der Vorstellung Gottes wieder abzustreifen; alles Übrige bleibt wahr. Denn die Naturgesetze bleiben unverrückbar; ihre Verletzung tadelt und straft; ihre Befolgung lobt und belohnt; und für den Bildungsfähigen reden und donnern sie eine sehr verständliche Sprache. Wie viel mehr die Sittengesetze! Sie sind Naturgesetze höherer Ordnung. Der Dichter hat vollkommen Recht: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Dasselbe gilt im Dasein des Einzelnen. Ein jeder trägt die Folgen seines Thuns. Verletzt er die Gesetze der Gesundheit, der Moral oder des Staates, so reagiert das Allgemeine, die Natur, der moralische Richterspruch der Nebenmenschen oder das öffentliche Recht sehr

empfindlich gegen den Angreifer. So tritt Gott dem erwachsenden Kinde später in zwei hohen, erhabenen Formen Ehrfurcht heischend entgegen: in der Natur und in dem Menschenleben. Von dem anbetungswürdigen Wesen, das uns allmächtig umschließt und durchwebt, braucht außer der Menschengestalt schlechterdings nichts abgezogen zu werden. Gerade in dieser heiligen Scheu und Ehrfurcht besteht das Gefühl der Religion. Wehe dem, der sie nicht im reinen Busen bewahrt und hegt! Die edelste und schönste Blüte der ganzen Entwickelung des Menschengeschlechtes sproßt nicht aus seinem Gemüte: das Bewußtsein, sich mit dem großen, umfassenden Ganzen der Menschheit und des Universums Eins zu wissen, und das Gefühl, nicht wie ein verwehtes Blatt des Herbstes zu verflattern, sondern von einem mächtigen Strome göttlicher Entfaltung getragen und in das Meer schöner Vollendungen hinausgeführt zu werden. Wie arm und beklagenswert ist der Unglückliche, dem diese begeisternde Beseligung fehlt, der nicht mitarbeitet, wie ein von Gott eingesetzter Beamter, an der Befreiung seiner Mitmenschen von allem Schmerze, von allem Unedlen und Schlechten, an der Beglückung seiner Brüder! Und je vollkommener man sich selbst als Werkzeug zu großen Zwecken macht, um so mehr kann man zur Beglückung anderer beitragen. Sich selbst besser und die andern wahrhaft glücklich oder wenigstens glücklicher, reiner, edler, selbstloser zu machen: siehe, das ist die wahre Glückseligkeit! Wie Jesus dem Andreas, rufen wir jedem, der nicht glaubt, daß man auf diesem Wege zu sittlicher Freiheit vom Schlechten und zu Glückseligkeit gelangen könne, die Worte zu: „Komm' und siehe!"

Mit einem solchen Gottesbegriffe und einer solchen Glückseligkeitslehre vertragen sich unzählige Geschichten des Alten und des Neuen Testamentes. Warum sollte man Kindern von Christus Leben und Lehre nicht das Schönste erzählen, ohne unwahrscheinliche, metaphysische Dogmen zu berühren! Schreckliche Dinge, wie das 38. Kapitel der Genesis, das Opfer Abrahams, Hesekiel 23, und Gleichartiges müßte man natürlich weg-

lassen. Eine notwendige Forderung muß immer von neuem erhoben werden: eine von allem Unstatthaften und Anstößigen gereinigte Schulbibel. Wenn man gewissen Geistlichen diese Einwürfe macht, antworten sie: Jene Stellen stehen da „zur Ermahnung und zur Besserung“. Thörichtes Reden! Wenn in einer Schulbibliothek ein Buch mit solchem Inhalt wäre, würde man den Direktor wegen Verleitung zur Unzucht entlassen. Die katholische Kirche hat nicht so ganz Unrecht, wenn sie den Laien die Lektüre der Bibel verbietet. Aber man predigt tauben Ohren, die aus Herrschsucht nicht hören wollen. Sie bemerken eben nicht, daß sie ihre eigene Existenz dadurch untergraben, den Ast absägen, auf dem sie sitzen. Die Geistlichen sollten alles Gewicht auf die moralischen Teile und Geschichten ihrer heiligen Schriften legen, alles Dogmatische aber vorsichtig umgehen, um in keine Kollision mit den allgemein angenommenen Lehren der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes zu geraten. Dann werden sie in Wahrheit Hirten der unmündigen und hülfsbedürftigen Menschen werden und bleiben.

Auf den Gymnasien und verwandten höheren Schulen könnte dem Vorhergesagten entsprechend bis zu dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre, also bis Tertia einschließlich, der gleiche Unterricht in der Religion stattfinden. Von Sekunda an, für die letzten vier Jahre müßte er ganz wegfallen. Denn hier, wo Mathematik und Naturwissenschaften, im besonderen Physik, das Denken zu strengster logischer Konsequenz zwingen und ausbilden sollen, muß es als ein schlimmer Mißgriff erscheinen, wenn man den Schülern Kirchengeschichte, Dogmatik und die Lektüre schwererer Bücher, namentlich des Neuen Testamentes aufbürdet. Der Gelehrte betrachtet die in den fraglichen Lehrstoffen vorkommenden Dinge in ihrem Werden, sucht sie aus dem Geiste der Zeit zu verstehen und zu erklären. Aber für den werdenden, noch tastenden Menschengeist bilden sie unbegreifliche Widersprüche gegen alles sonst Bekannte. Wenn der Schüler lernt, daß die einzelnen Fundamentalsätze (Jesus ist Gott, gottgleich, der heilige Geist ist Gott u. s. w.) durch Beschlüsse von

Konzilien, also von dem Irrtum unterworfenen Geistlichen im Gegensatz zu sehr verständigen andersgläubigen Geistlichen, ja oft unter großem Tumult, sogar unter Anwendung von Gewalt, wie auf der Räubersynode zu Ephesus mit Hülfe von Matrosenfäusten, gefaßt und beschlossen worden sind, was für eine Hochachtung soll er vor solchem Menschenwerk haben, wenn es noch dazu an und für sich unglaublich ist!

Solche Dinge gehören doch nicht in die Schule! Diese theologischen Geheimnisse sind Sache der Universität. Da muß ja ein denkender Schüler zum Unglauben geführt werden. Wäre es nicht vielleicht geraten, selbst den Studenten der Theologie solche Mysterien vorzuenthalten? Freilich, wenn man ihnen all das Unverständliche nähme, bliebe den Professoren nicht viel zu lehren übrig. Aber es wäre immer noch genug, wenn die Moralwissenschaft dazu genommen würde. Gerade aus den Studenten der Theologie könnte man eine richtige Heilsarmee für die moralische Erziehung der Völker heranbilden. Was Professor Adler in einer besonderen Universität für Moralwissenschaft in Amerika erreichen will, könnte man auf diese Weise sehr einfach erlangen. Ich entsinne mich, wie verblüfft ich auf dem Gymnasium war, als unser Religionslehrer, ein sehr frommer Mann, der später Professor an einer Universität wurde, uns derartige Geheimnisse aus den Konzilien vortrug. Was ich aus anderen Studien schon selbst wußte, daß die Beschlüsse der Konzilien grundlose Erfindungen sind, bestätigte der Religionslehrer ja mit trockenen Worten und stellte seinen eigenen Behauptungen das Armutszeugnis aus. Wie hätte ich ihm nicht glauben sollen!

(Inzwischen ist von dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin das „Biblische Lesebuch von Strack und Völker“ zur Einführung in die Schulen empfohlen worden. Alles Unsaubere ist darin weggelassen; im übrigen enthält es getreu den Text der „revidierten“, aber doch noch von Übersetzungsfehlern und anstößigen Archaismen wimmelnden Lutherbibel (Halle 1892).

IX.

Der Unterricht.

Die wahre Freiheit ist eine zunehmende Annäherung an reines, edles Menschentum, eine beständige Entfernung von der Roheit des tierischen Menschen, von der Unwissenheit und dem Aberglauben. Glück ist eine momentane, kurze Schmerzlosigkeit oder ein augenblickliches, schnell verrauschendes Aufwirbeln der Freude. Aber die wahre Glückseligkeit ist eine länger dauernde Heiterkeit der Seele, welche auf dem maßvollen, nur das Notwendige anstrebenden Selbsterhaltungstriebe ruhend, mit warmem Herzen für das Wohl anderer, für das Gemeinwohl sorgt. In seinen Briefen an eine Freundin schildert Wilhelm von Humboldt diese Stimmung der Seele sehr schön: „Gleichmut und beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, werden aus Ideeen geschöpft, welche von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernt sind. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas Anderem zu beschäftigen durch die Umstände genötigt ist, so bleiben jene Ideeen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und teilen der Seele ihre stille Klarheit mit. So leben die recht frommen Menschen. Und wo dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem echten Hinwandeln in Wahrheit und Demut besteht, da ist die Ruhe, die daraus entspringt, wohl keines Zuwachses fähig. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideeen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmütig und traurig, aber nie ungeduldig noch ratlos. Man sucht sich immer und an jedem Punkte zu freien Ideeen zu erheben, die sich dann an alles knüpfen, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit echten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat.“

Ohne Wahrheit giebt es keine Glückseligkeit, keine sittliche Freiheit. Da kein persönlicher Gott mit Zweckbegriffen die Menschen erzieht, müssen wir die Jugend zu der Wahrheit und zum Anschauen und Lieben wesenhafter Ideeen emporführen. Zunächst kommt es bei einem solchen Erziehungsplane eines ganzen Volkes darauf an, die Bildner, Lenker und Erzieher selbst mit jener Wahrheit und Klarheit auszustatten. Klarheit des Geistes, Haß der Lüge, und Klarheit der Gefühle, Herrschaft über die heftigen, entnervenden Leidenschaften: das ist das Ziel einer guten Erziehung, eines guten Unterrichtes.

Wenn in den vier letzten Jahren des Gymnasiums die Religion als Privatsache der Theologen und als zweckwidrig ausgeschieden wird, wobei natürlich auch das fakultative Hebräische fällt: hat man auf keinem Gebiete mehr nötig, die Wahrheit der von der Wissenschaft allgemein angenommenen Lehrsätze zu verschweigen. Wenn die Natur Eine und wenn die Entwickelung des Menschengeschlechtes Eine ist, wenn es nicht zwei Wahrheiten, eine schwarze und eine weiße geben kann: muß auch der Unterricht eine Einheit darstellen, worin alles Einzelne sich gegenseitig stützt und fördert. Der Lehrer der oberen Klassen darf nicht zum Verschweigen, Vertuschen oder gar zu dem Ausspruche gezwungen sein: „Was der andere Lehrer sagt, ist falsch."

Unsere ganze moderne Kultur ist auf die Naturwissenschaften, ihre Entdeckungen und Erfindungen gebaut. Wer ihre Resultate nicht kennt, ist ein Ignorant. Ihm darf man nicht die Leitung des Volkes als Richter, Arzt, Geistlicher oder Lehrer anvertrauen. Sprachkenntnisse sind zwar etwas sehr Schönes. In den Sprachen, als den ältesten Kunstprodukten der menschlichen Natur, hat sich eine große Menge logischer Unterschiede niedergeschlagen. Aber die Sprachen sind doch nur für den Philologen Selbstzweck; zu solcher Vertiefung ist, wie für den Theologen, die Universität da. In den Produkten der alten Sprachen wie der neuen ist immer viel Willkür. Denn der Schriftsteller hätte eben so wohl einen anderen Gedankengang

einschlagen, ein anderes Beispiel wählen können. Jene logische Strenge, jene notwendige Konsequenz wie in der Mathematik, Physik und Chemie (nebst den angewandten Wissenschaften der Statik und Mechanik) kann man unmöglich in den historischen, philosophischen und poetischen Schriften der Alten und der Modernen suchen und finden. Und jene formale Bildung, welche die verbohrten Stockphilologen aus den antiken Autoren zu schöpfen und einzutrichtern suchen, steckt tausendmal besser in den realen Wissenschaften. Aus den antiken Werken lernen die Schüler vieles Edle und Schöne, das ihnen nicht verkürzt werden soll. Die Einheitlichkeit der Weltauffassung, noch nicht durch den Dualismus des Christentums in zwei Seelen zerrissen, die ruhige Schönheit des hellenischen Himmels und der unter ihm entstandenen, in Einfalt und Stille prangenden Kunstwerke soll dem Jünglinge nicht verschlossen werden. Aber mehr als jene Begeisterung für die herrlichen Anfänge der Menschenbildung und für wahre Kunst dürfen die antiken Schriftsteller nicht liefern sollen. Zu einem Ärgernis und einem Schraubstock der jugendlichen Seele darf man die alten Sprachen in Exerzitien und Extemporalien mit Mäusefallen nicht degradieren. Aber positives Wissen, das den modernen Menschen mit der notwendigen Bildung, mit den Resultaten der Wissenschaft versieht, das ihm ein Verständnis des Lebens, der Industrie, des Handels, der Kunst und der Wissenschaft gewährt, liefern jene alten Sprachen nicht. In ihnen ruht die Schönheit, in den Wissenschaften die Logik, die Wahrheit, der Nutzen. Beides muß zusammen gehen.

Deshalb, weil man beides trennt, hilft auch alles Quacksalbern der letzten hundert Jahre nichts. Gymnasium und Realschulen geben zwei Arten von Bildung und also auch zwei Arten von gebildeten Menschen. Soll das die Einheit des Volksorganismus fördern, festigen? Man schaffe deshalb die zwei Arten höherer Bildung ab und errichte nur Alles umfassende Gymnasien. Die Sache ist einfacher, als man glaubt. Man darf nur nicht bloß Stockphilologen fragen. In

eine etwa zur Beratung eingesetzte Kommission darf man nicht zehn Philologen und zwei Mathematiker senden, sondern sechs Philologen und sechs Mathematiker. Es handelt sich nicht um die Quisquilien und Liebhabereien dieser oder jener Klasse von Gelehrten, sondern um die heiligen, festen Grundlagen der allgemeinen Bildung, um das Wohl der Volksseele.

Wenn man die fünf unteren Jahrgänge etwa so läßt, wie sie jetzt sind, kann man von Untersekunda an mit Ausscheidung der Religion und des Hebräischen die dreißig Stunden folgendermaßen verteilen:

8 Stunden Lateinisch und Griechisch; 6 Stunden Französisch und Englisch; 3 Stunden Geschichte und Geographie; 3 Stunden Deutsch; 10 Stunden Mathematik und Naturwissenschaften. Wie man die letzteren teilt, müßte einer besonders genauen Untersuchung vorbehalten bleiben. Vielleicht so: 4 Stunden Mathematik, 2 Stunden Physik, 2 Stunden Chemie; 2 Stunden abwechselnd Botanik, Zoologie nebst Biologie, Mineralogie nebst Geologie. Damit wäre eine gründliche Vorbereitung für alle Arten von Studien, auch für Baufach, Forstfach, Ingenieure und Artillerie gegeben. Fachkenntnisse hat die Universität, die Forstakademie, Bergakademie oder das Polytechnikum zu überliefern. Die Schule darf nur das Allgemeine, die von der Mehrzahl der Gelehrten acceptierten Resultate der Wissenschaft bieten. Aber diese müssen auch Eigentum jedes Gebildeten werden. Im Griechischen und Lateinischen darf in diesen Klassen nur Lektüre getrieben werden. Nebenbei kann man die Grammatik nach Bedürfnis aufschlagen und wichtigere Erscheinungen erklären. Übersetzungen aus den fremden Sprachen sind nicht zu tadeln; aber niemals sind Übertragungen aus der Muttersprache in die antiken Idiome zu gestatten. Denn das Ziel ist hier das Eindringen in den Geist, die Denkweise und in die Form der künstlerischen Schönheit. Durch grammatisches Spintisieren wird das indessen verhindert; neben dem Abscheu, den die Schüler davor empfinden, ist das Schlimmste, daß sie bei dem grammatischen Drill immer nur an der Form kleben bleiben,

den großen und schönen Inhalt aber fast nie erfassen. Was gewinnt der Schüler von dem Inhalt, wenn er in einer Stunde acht Verse des Sophokles zerhacken hört?

In den neueren Sprachen liegen die Sachen etwas anders. Wenn auch auf einer Gelehrtenschule die Lektüre wissenschaftlicher Werke das Endziel sein muß, damit der Studierende später die Erzeugnisse der beiden anderen wichtigsten Kulturvölker im Urtext lesen könne, muß doch um des praktischen Zweckes willen auch eine, wenn auch nur schwache Fertigkeit in selbständigem Gebrauche der fremden Sprache angestrebt werden. Man wird also einen festen Betrieb der Grammatik mit leichten Stilübungen nicht entbehren können, etwa eine Stunde wöchentlich. Da der Kenner des Griechischen und Lateinischen fast gar keine Vokabeln zu lernen braucht, nur synonyme und andere Differenzen, genügen zwei Stunden Lektüre vollkommen, um bei dem Abgange zur Universität im Stande zu sein, ohne Hülfe ein wissenschaftliches Buch mit Verständnis zu lesen und sich im fremden Lande im Anfange mit einfacher Frage und Antwort forthelfen zu können. Auf solcher Grundlage lernt man im Auslande schnell sprechen.

Mit der jetzigen Bildung kommen die Abiturienten, mit Ausnahme der Philologen und Theologen, gründlich unwissend auf die Universität. Sie stehen der Wissenschaft und dem Leben wie Blinde gegenüber. Mit der von uns vorgeschlagenen Bildung kann jede Fakultät zufrieden sein. Aber was uns noch wichtiger, ist die Einheit der Bildung. Die Gesamtheit der Gebildeten hat dann einen gemeinsamen Schatz von Wissen. Der Architekt kennt seinen Horaz und Homer so gut wie der Jurist und Arzt. Der Theologe weiß eben so viel von der Geologie und Chemie wie der Arzt und der Naturforscher. Diese Einheit des Volksgeistes darf man nicht unterschätzen. Aber höher steht doch noch die Einheit der einzelnen Individuen. In ihrer Seele ist kein Bruch, kein Schwanken zwischen Glauben und Wissen, sondern es sind ganze, einheitliche Menschen, die fest auf dieser Erde stehen: hic Rhodus

est, hic salta; die nicht von märchenhaften Engeln und dem Eingreifen einer Vorsehung, eines menschenähnlichen Gottes eine Wendung, eine Besserung ihrer Schicksale erhoffen; die vielmehr wissen, daß alles im Himmel und auf Erden gesetzmäßig nach Ursache und Wirkung verläuft, daß der Mensch seines Glückes Schmied ist und jeder für sich selbst einstehen muß. Aus solcher Bildung werden ganze, feste, harte Männer. Und wenn auch in der häuslichen Erziehung mit Nachdruck und gleichmäßiger Konsequenz auf Wahrhaftigkeit, Fleiß und Bescheidenheit gehalten wird, dann formt man keine halben Menschen, keine Schwächlinge, die immer nach oben schauen, auf Lob und Ehre von Behörden, auf Hülfe von Seiten des Staates, auf Geschenke an Geld, Gut und Steuern. Ein edles Geschlecht müssen wir heranbilden, das, sich seiner eigenen Kraft mit Stolz bewußt, diese Macht für alles Edle und Große in die Wage zu legen und in die Schanze zu schlagen bereit ist. Sollte es für einen König nicht beglückender sein, über freie, starke, selbstbewußte Männer zu herrschen, als über Sklaven, Feiglinge und Leisetreter? In den Vereinigten Staaten heißt es: „Selbst ist der Mann." Schon der aus der Schule entlassene Knabe muß für sich selbst sorgen, oft schon früher. Was man jener Republik auch an Fehlern und vielfach mit Fug und Recht vorwerfen darf; Eins steht fest, dagegen kommen alle Monarchieen nicht auf: Ihre staatlichen Einrichtungen erziehen Charaktere, sturmgeprüfte, wetterfeste Männer, die nicht zu jeder Meinung und Willkür der Machthaber „Ja!" sagen. Aus solchen Schwächlingen setzen sich in den monarchischen Staaten, welche noch politisch unreife Völker umfassen, die Mittelparteien zusammen, welche, ein Werkzeug des Mächtigen, willenlos bald nach rechts, bald nach links schwanken und gedrückt werden. Bei politisch reifen Völkern existieren nur zwei Parteien, die ihr Vaterland gleich sehr lieben, aber auf verschiedenen Wegen das allgemeine Wohl, das Wohl aller Bürger wollen. Gleiches Recht und gleiche Pflichten, auch

gleiche Steuerpflicht für alle. Cicero sagt: Salus populi summa lex: Das Heil des ganzen Volkes ist das höchste Gesetz, nicht das einer Kaste, nicht der Wille irgend eines Einzelnen.

X.

Die Erziehung.

Das Begehren und der Wille sind nur abgeleitete Erscheinungen der Seele und des Leibes. Wenn der Mensch keinen Mangel, keine Unlust empfindet, will und begehrt er nichts. Nur aus dem Gefühle des Hungers entsteht das Verlangen nach Speise, aus dem Durste das Aufsuchen von Flüssigkeit. Wenn sich die Seele im Gleichgewicht befindet, ohne Schmerz und Unlust, tritt kein Begehren hervor. Die Gefühle des Mangels sind wahrscheinlich ursprünglich sogar die Schöpfer, die Quellen des Verstandes, der Intelligenz gewesen; denn noch heute suchen nicht nur die Menschen, sondern auch die Tiere, z. B. die Ameisen, nach neuen Hülfsmitteln, wenn durch irgend ein Hindernis ihre Thätigkeit aufgehalten, ihre Nahrung ihnen entzogen oder verdorben, also ihnen Unlust oder Schmerz erregt wird. Der Verstand hat folglich die Aufgabe, Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes heranzubringen. Denn jeder will sich wohl fühlen, glücklich sein. Wenn wir nun die Ethisierung des Menschen als das Ziel der Erziehung ansehen, werden wir fragen müssen: welche Hülfsmittel giebt es in der menschlichen Natur, um die schlechten, mehr oder weniger tierischen Neigungen in ihm zu bekämpfen? Die Antwort kann nur zwei Seelenteile, um das alte, falsche aber bekannte

Wort zu brauchen, zu Hülfe rufen: nämlich den Verstand und das Gefühl selbst. Über die Aufklärung des Verstandes haben wir schon beim Unterricht gesprochen. Gegen eine schlechte Neigung muß man, wenn der Verstand, wie häufig, nicht ausreicht, eine stärkere gute Neigung ins Feld führen.

Schon bei dem kleinen Kinde muß mit der Aufklärung oder besser mit der Erschaffung richtiger Vorstellungen und Begriffe begonnen werden. Das Kind lebt zunächst ein Gefühlsleben; beherrscht von seinen Mängeln und Bedürfnissen, thut es und verlangt es ohne begriffliche Unterscheidung Gutes und Schlechtes, Nützliches und Schädliches. Es giebt drei Wege zur Bildung richtiger Begriffe über das Erlaubte und Verbotene. Erstens direkte Belehrung, die bei kleinen Kindern nicht in Erklärungen und Vorträgen bestehen darf, sondern in Geboten und Verboten. Wallace sagt sehr richtig in seinem Ben Hur: „Kindern und Dienern muß man ohne Angabe der Gründe befehlen.“ Wenn es nötig ist, muß die Befolgung der Gebote und Verbote durch Strafen erzwungen werden. Feste Konsequenz ist die oberste Tugend der Eltern und Erzieher. Aber diese müssen selbst wohl erzogen und vollständig klar über das Notwendige und Gute sein. Die Stoiker unterschieden mit Recht notwendige Handlungen und gleichgültige, Adiaphora. Manches kann vom sittlichen Standpunkte aus gleichgültig sein, vom gesellschaftlichen oder rein menschlichen aber notwendig. Der Gebrauch der linken Hand ist z. B. gewiß nicht unsittlich; trotzdem ist er gesellschaftlich unerlaubt, weil er an die Fähigkeit unserer Vorfahren, der Affen erinnert, also eine Art Atavismus, einen Rückfall in das Tierische bedeutet. Folglich darf man das Linkssein der Kinder nicht gestatten. Ob jemand mit der rechten oder der linken Hand grüßt, ist sittlich gleichgültig, gesellschaftlich nicht; denn wenn ich links an jemand vorübergehe und er grüßt mit seiner rechten Hand, schlägt er mit dem Hute nach mir zu und verhindert, daß ich ihm ins Auge sehe; beides eine Ungezogenheit. Denn man grüßt, um seine Achtung oder seine Freundschaft zu bekunden.

Der zweite Weg der Belehrung ist das beständige Vormachen, Vorleben der Eltern. Dadurch, daß die Kinder in Liebe und Ehrerbietung an den Eltern hängen, weil sie täglich und stündlich, in gesunden und kranken Tagen, viele Wohlthaten und Liebesbeweise von ihnen empfangen, halten sie das Thun und Reden der Eltern für gut; und da in allen Menschen ein Stück Affennatur steckt, ahmen sie das Treiben der Eltern nach. So werden sie durch Nachahmung und lange Gewöhnung gut oder schecht. Man muß die Eltern deshalb an das lateinische Sprüchwort erinnern: „Man ist dem Kinde die höchste Ehrfucht schuldig.“ Wie der Künstler in dem rohen Marmorblocke die vollendete Statue vorschaut, wie z. B. Michel Angelo in dem von Mehreren verhauenen und verlassenen Steine mit Einem Blicke die Möglichkeit eines herrlichen, schleudernden David erblickte: so sollen die Eltern in dem sich entfaltenden Kinde den zukünftigen edlen Menschen vorausschauen, in ihm das Ideal des Menschen ehren und ihn mit Ehrfurcht behandeln, jedes schlechte, unrechte, unpassende Wort, jede solche That meiden, wohl bedenkend, daß das Kind alles und jedes urteilslos nachahmt.

Der dritte Weg ist die Erziehung durch die Dinge selbst oder die Reaktion, zu deutsch: den Rückschlag. Die Eltern sind meist viel zu weichlich, ja oft weibisch. „Durch Schaden wird man klug. Der Gebrannte scheut das Feuer.“ Wenn keine ernste Gefahr für das Kind vorliegt, lasse man es durch Schaden klug werden. Dumme Eltern wollen dem Kinde den Schmerz ersparen. Ja, erspart denn das Leben dem Erwachsenen den Schmerz? Soll, muß man ihn nicht ertragen lernen und gelernt haben, ihn zu vermeiden oder zu verhüten? Ein Kind greift nach dem brennenden Lichte. Laß es ruhig in die Flamme fassen; in einigen Tagen ist die Wunde geheilt. Die Natur und der Schmerz haben die Dummheit für immer ausgetrieben. Es bedarf keiner Worte, keines Scheltens, noch weniger einer Strafe. Die Reaktion belehrt besser als alle Menschenweisheit. Ein Kind erhält in der Schule einen tieferen Platz,

weil es faul oder nachlässig gewesen. Wenn es kein Scham- und Ehrgefühl hat, durch das es zu größerem Fleiße angespornt wird, entziehe man ihm z. B. das Obst oder eine Freude, die anderen Kindern bereitet wird, die Freiheit oder das Taschengeld so lange, bis es sich gebessert hat. Ein Kind ist wählerisch im Essen. Dumme, schwache Eltern geben ihm nach und verziehen es. Denn das Essen ist die Grundlage des ganzen Menschen, auch des Charakters. Der Eigenwille, der sich hier durchsetzen darf, erklärt sich bald auch auf anderen Gebieten. Man überwindet ihn durch Reaktion; d. h. das Kind erhält diese Speise, und nichts anderes, keinen Kaffee, kein Brot oder Semmel, kurz nichts anderes, und dasselbe wird ihm immer wieder vorgesetzt, bis es vom Hunger gebändigt diese Speise genießt. Man vergesse nie, daß in solchen Stücken das Tierische im Menschen zu besiegen ist. Sind die Eltern konsequent, dann genügt eine solche Kur; beim zweiten Versuche bedarf es nur der Androhung, und das Kind fügt sich. In kurzer Zeit ißt es alles, was die übrigen Mitglieder der Familie genießen. Wird ein Kind von einer Speise krank, muß man es natürlich damit verschonen. Ein Kind wirft seine Spielsachen, Papier, Blumen u. s. w. umher. Niemand, auch nicht das Dienstmädchen darf die weggeworfenen auflesen. Unweigerlich muß es das Kind selbst thun. Man kann sicher sein, daß dann die meisten Kinder von drei Jahren ordnungsliebend sein würden.

Zuweilen, bei gut gearteten Kindern, besonders bei Mädchen, genügt zur Strafe deutlich offenbarter Unwille. Hat ein Mädchen z. B. gelogen, dürfen die Eltern einige Zeit, vielleicht drei Tage nicht zu ihm sprechen; das Mädchen darf nicht Guten Morgen und Gute Nacht sagen; wenn es ein eigenes Zimmer hat, muß es in diesem allein seine Mahlzeiten genießen. Bei Neid, Schadenfreude, Rachsucht u. s. w. befolge man ein gleiches Verfahren; aber immer, und immer konsequent. Andererseits hüte man sich vor Roheit und Grausamkeit. Man sperre ein Kind nicht in einen Keller oder in ein dunkles Zimmer. Durch solche Barbarei oder rohe Schläge (ein Klaps zur rechten Zeit ist

oft sehr wohlthuend) entfremdet man sich das Kind und würdigt es selbst zum Tiere herab, dessen Natur man ihm eben austreiben will. Zum Bestrafen der Kinder bedarf es vor allem eines feinen Taktes. Der Erzieher darf sich nicht von der Erregung, vom Zorne oder gar von einem Ärger, der ihm anderswoher bereitet ist, fortreißen lassen. Es ist gut, in ernsteren Fällen die Strafe nicht sogleich zu vollziehen. Man sendet das Kind auf sein Zimmer und überlegt oder bespricht die Sache mit Ruhe. Natürlich kommen Beispiele großer Roheit vor; daß darauf eine harte, sehr empfindliche Strafe, vielleicht gar eine tüchtige Tracht Schläge erfolgen muß, versteht sich von selbst, die jedoch ohne Roheit erteilt werden muß. Das ausgesprochene Tier muß und will wie ein Tier bestraft werden, und der Mensch im Kinde wird die Gerechtigkeit solcher Härte begreifen.

Für die redseligen Mütter muß noch besonders erwähnt werden: alle Befehle und Ermahnnngen müssen kurz und bündig sein, womöglich Ein Wort: Komm, geh, bleib, iß, trink, arbeite! So wie der Erzieher sich auf langes Reden einläßt, lauscht das Kind nicht mehr oder verwirrt die gehörten Begriffe; die Wirkung wird besonders dadurch abgeschwächt, daß das Kind denkt oder unklar fühlt: „wo viel geredet wird, fehlt es an Energie der That.“ Ein Kind bis zu zwölf oder vierzehn Jahren braucht keine Gründe zu wissen. „Der Vater oder die Mutter will es so; was sie wollen, ist gut, basta!“

Wir wenden uns zu dem zweiten Teile: „Die Macht irgend einer Leidenschaft kann die übrigen Kräfte eines Menschen so übertreffen, daß die Leidenschaft hartnäckig an dem Menschen haftet“ (Spinoza). Gegen sie muß auch ein hartnäckiger Kampf aufgenommen werden, entweder zu Hause oder, wenn die Leidenschaft gefährlicher Natur, in einer Anstalt, Kranken-, Irren- oder Besserungsanstalt. Solche Fälle scheiden wir natürlich hier aus. Oft kann aber eine Leidenschaft durch eine entgegengegengesetzte stärkere eingeschränkt oder aufgehoben werden. Wenn ein Erwachsener einen schweren Verlust, einen tiefen Schmerz hat, thut er, falls es seine Mittel erlauben, im allgemeinen

gut, eine Reise, womöglich von längerer Dauer und ins Ausland zu unternehmen. Durch den Zwang, selbst für sich zu sorgen, und durch die neuen Verhältnisse wird er zerstreut; die angegriffenen Nerven und Teile des Gehirns werden entlastet und gewinnen Zeit zum Ausruhen; und allmählich vergißt er seinen Schmerz, seine Trauer.

Dasselbe Experiment gilt es nun bei Kindern anzuwenden. Wie jemand seine Rache vergißt, wenn er von einer heftigen Liebe ergriffen wird, oder umgekehrt, so muß man bei einem Kinde andere Register ziehen. Hat z. B. ein Knabe eine große Leidenschaft für Bücher, so kann man ihm eine üble Gewohnheit, etwa das Nagen an den Nägeln oder das Lügen dadurch abgewöhnen, daß man seine gute Leidenschaft für Bücher nur dann befriedigt, wenn er jene Unsitten unterläßt. Häufig kann das Versprechen einer Reise dieselbe Wirkung hervorbringen. In allen solchen Fällen erregt der Erzieher Hoffnung oder Furcht. Hoffnung auf Lust, Furcht vor Strafe oder Schmerz oder Schaden, sind die mächtigen Hebel auch in einer jungen Seele. Wenn man einem Mädchen, das schöne Kleider zu tragen gewöhnt ist, damit droht, ihm ein schmuckloses, ganz ordinäres Kleid von häßlicher Farbe und abstoßendem Schnitt anzuziehen, falls es eine Unart nicht läßt, wird diese Drohung einen gewaltigen Eindruck machen. Legt das Mädchen die böse Gewohnheit nicht ab, dann muß aber mit der Drohung auch unnachsichtlich Ernst gemacht werden. Sonst ist das Ansehen, die Autorität der Eltern für immer untergraben; sie läßt sich nie zurückerobern und das Kind wird sich in Zukunft darauf verlassen, daß „ihm doch nichts geschieht“. In solchen Dingen sind die Kinder sehr klug; die Eltern handeln oft planlos; die Kinder aber wirken wie ein Naturgesetz, das sich alles unterjocht.

Wir stehen hier vor der oft ventilierten Frage der Belohnungen, um zum Guten anzureizen. Es kann hier nicht der Übertreibung das Wort geredet werden, welche früher in Frankreich herrschte, wo 90 Prozent der Schüler Preise, prix de sagesse, erhielten. Aber die Belohnungen als Erziehungsmittel

sind nicht gänzlich zu verwerfen. Nach der alten, theologisch gefärbten Moral hielt man vielfach die Kinder für Engel, welche allein dem Guten folgen könnten, dessen reine, hehre Macht nicht durch irdischen Lohn verkleinert und geschwärzt werden dürfte. Aber in dem Menschen lebt kein Engel, und kein persönlicher Gott schreibt uns ideale Gesetze vor. Sondern wir Erdenwürmer müssen selbst auf dem Wege zur Sittlichkeit die Anforderungen an uns und unsere Kinder von Jahrhundert zu Jahrhundert höher stellen, um unser Geschlecht auf diese Weise immer vollkommener zu entwickeln, mehr zu ethisieren, d. h. zu edlen Menschen zu bilden.

Aristoteles behandelt im zwölften Buche seiner Metaphysik die schwere Frage, wie Gott, der erste Beweger, der selbst ruht, alles bewegen könne. Er giebt darauf die mehr als zweifelhafte Antwort: „wie der geliebte Gegenstand den Liebenden anziehe und bewege, so liebe das All Gott und werde von ihm angezogen.“ Für uns trifft aber das Bild die Sache. Das Kind wird von dem Lohne wie von einer Geliebten angelockt. Vorausgesetzt daß die Belohnungen erlaubte Dinge sind, läßt sich um des edlen Zweckes willen nichts gegen eine solche Anziehungskraft oder meinetwegen Nützlichkeitstheorie sagen. Die Herren Theologen und Moralisten mögen doch in ihre eigene Brust schauen und sich fragen, ob nicht ihre ganze Unsterblichkeitslehre krassester Egoismus, Streben nach Nutzen, nach Erhaltung ihrer teuren, für sie so wertvollen Persönlichkeit ist, die gewiß verdient, in einem Raritätenkabinet konserviert zu werden. In der Erziehung heiligt sicher, wenn irgendwo, der gute Zweck das gute Mittel. Was soll denn ein zartes Kindergemüt von Ethisierung, von dem Ideal des Guten, von dem Fortschritt des Menschengeschlechtes verstehen? Unsinniges Wortgeklingel! Ihm muß alles leicht verständlich, konkret, anschaulich entgegentreten. Aus der richtigen Anschauung müssen sich allmählich, ganz von selbst die richtigen Begriffe herausbilden. Also maßvolle, seltene Belohnungen sind in geeigneten Fällen durchaus zu gestatten.

Aber um auch darin das Richtige zu treffen, bedarf es feinen Taktes bei den Eltern selbst. Und hier liegt ein Grundfehler unserer ganzen Erziehung: die Eltern sind meistens selbst nicht erzogen. Wenn sie sich ihrer Aufgabe mit hohem, ernstem Sinne ergeben, werden sie selbst allmählich auf den richtigen Weg gelenkt; durch Nachdenken, Übung und als Beispiel wirkende strenge Zucht ihres eigenen Charakters werden sie selbst erzogen, werden von Tag zu Tag besser; sie lernen sich beherrschen. Denn das ist doch das Ziel aller Bildung, daß man Herr seiner Gefühle und Leidenschaften wird und nur der Vernunft, dem Guten folgt, dem, was unseren Mitmenschen zum Segen gereicht. Die bösen Leidenschaften muß man unterwerfen. Aber die Leidenschaft für das Edle muß zur Begeisterung für das Ideal des Menschen, des Familiengliedes, des Staatsbürgers entflammt werden. Dazu ist Demut, Bescheidenheit, Einfachheit erforderlich. In dem Menschen muß ein Vorrat von latenter, schlummernder Kraft aufgespeichert werden. Wie paßt zu diesen Zielen die Verflachung und Blasiertheit unserer Jugend? Nur durch die Nichtigkeit und Schlechtigkeit der Eltern sind solche Dinge möglich: Kindergesellschaften von 30—50 Personen mit vielen Sorten Kuchen, mehreren Arten Wein, Tanz und Spielen. Knaben und Mädchen unter sechzehn Jahren nimmt man in sehr zweideutige, ja unanständige Lustspiele mit. Vor den Ohren der Kinder wird alles besprochen, selbst geschlechtliche Dinge. Man beurteilt vor ihren Ohren Prediger, Lehrer, Behörden, Verwandte. Und wenn sie das Gehörte nachplappern, nennt man sie frühreif. Daß aber damit die Ehrfurcht, die Hochachtung vor dem Alter, vor jeder Autorität nicht etwa bloß erschüttert, sondern geradezu vernichtet wird, ohne welche doch keine menschliche Entfaltung möglich, bedenken die thörichten Eltern nicht. Und wenn die Kinder schon alles genossen haben, Bälle, Gesellschaften, Theater und Liebschaften: was soll ihnen nachher das Leben noch bieten! Die Quelle ist in ihnen verdorben: Die reine Freude an edlen Genüssen, an treuer Freundschaft, an sittlicher Einfalt und Keuschheit,

an zartem Kunstgenuß und sinnigem Vertiefen in wissenschaftliche Dinge ist für sie nicht mehr möglich. Im Sinnengenuß ist die Anlage zum Guten untergegangen. Spinoza schließt seine Ethik mit den Worten: „Alles Große ist ebenso schwer wie selten."

Eins der wichtigsten Erziehungsmittel ist endlich die Gewöhnung an Ordnung, an Pflichten und an Verantwortlichkeit. Zu einer bestimmten Stunde müssen die Schularbeiten angefertigt, zu einer festgesetzten Minute muß mit dem Üben der Musik, mit dem Spaziergange begonnen werden. Der ganze Tag muß streng eingeteilt sein. Ferner gewöhne man die Kleinen früh an die Erfüllung bestimmter Pflichten; etwa die jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen, ihre Arbeiten zu kontrollieren, etwas vorzulesen, der Mutter eine Arbeit abzunehmen, die Gänge nach der Post zu machen u. s. w. Werner Siemens erzählt in seiner Selbstbiographie, er habe stets für seine jüngeren Geschwister sorgen müssen; als ihm nun Vater und Mutter starben, verstand es sich für ihn von selbst, daß er für den Unterhalt der Waisen zu arbeiten habe. So wurde diese angewöhnte Pflicht für ihn das Sprungbrett, sich zu der weltberühmten Stellung emporzuringen, die er zuletzt einnahm. Die Liebe zur Pflicht hält den ganzen Organismus der Seele wie eine innere Triebfeder in Ordnung und im Gange.

Ernst und streng, bescheiden und sparsam erzogene Jünglinge und Jungfrauen werden nicht oder nur ausnahmsweise vom Sinnentaumel fortgerissen, wenn sie, aus dem Elternhause entlassen, in die Freiheit des Lebens hinaustreten. Wenn man, besonders durch die Rückwirkung der eigenen Thaten, zu selbständigem und an die Folgen denkendem Handeln erzogen, wenn man nicht verzogen ist, sondern nur mit geringen Anforderungen in allen sinnlichen Dingen, in Essen, Trinken und Kleidung genügsam ist und bleibt, kann man zu einer hohen sittlichen Stufe emporklimmen. Versinnlichung und Verweichlichung sind Grundfehler des Charakters. Wie jener Schmied zu Ruhla möchte man noch heute jedem Erzieher, Vater und Mutter, zurufen: „Landgraf, werde hart!" Alles Große ist ebenso schwer wie selten.

XI.

Staat und Geschichte.

„Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen", hat der Paradoxen liebende Jean-Jacques Rousseau († 1778) gesagt. So allgemein hingestellt, ist der Ausspruch übertrieben. Aber ein gesunder Kern steckt darin. Die dem Menschen angeborene Natur, sein Charakter, sein Temperament werden in der Schule, im Elternhause, im Staate zu wenig oder gar nicht berücksichtigt. Die seltenen Fälle, in denen die Pflege der Individualität, selbst für tadelnswerte Anlagen, zu weit getrieben wird, sind Auswüchse, gemeinhin Affenliebe genannt, und fallen deshalb aus dem Rahmen dieser Betrachtungen. Die Individuen sind im großen und ganzen feste, gegebene Naturprodukte, an denen sich wenig und nur in langer Zeit durch Gewöhnung etwas ändern läßt, am meisten durch den stillen Einfluß aufrichtiger Liebe und Hülfe. Man muß zufrieden sein, wenn man die schlechten Anlagen am Auswachsen hindern kann, besonders dadurch, daß man ihnen alle Gelegenheit, sich zu entfalten, sorgfältig entzieht.

Die Individuen sind deshalb als von der Natur gegebene Kombinationen bestimmter Anlagen zu a c h t e n. „Nicht aus jedem Holze kann man einen Merkur schneiden." Durch Zwang werden die Individuen verkrüppelt. Man darf also nicht von allen in allen Stücken das gleiche Maß verlangen, weder zu Hause noch in der Schule. Mangelhafte Leistungen auf der einen Seite können durch tüchtige auf der andern Seite ausgeglichen werden. „Eines schickt sich nicht für alle." Wer streng und pflichttreu erzogen ist, wird seinen Platz, aber nur den für seine Fähigkeiten geeigneten ausfüllen. Und in dieser Bethätigung seiner geübten Kraft am rechten Orte liegt die Grundlage der individuellen Glückseligkeit. Der Staat darf und kann nur

den allgemeinen Rahmen, die gesicherte Möglichkeit der individuellen Entfaltung bieten; direkt kann er keine Glückseligkeit erzeugen. Denn alles Glück ist ein Gefühl in einem einzelnen Menschen. Wenn im preußischen Landrechte steht: „Niemand ist schuldig, über seine Privatmeinungen in Religionssachen vom Staate Vorschriften anzunehmen,“ liegt diesem Worte der Gedanke zu Grunde, daß das innerste Gemütsleben des Menschen unantastbar und dem individuellen Wesen gemäß frei von Fesseln sein muß. In den romanischen Völkern hat von dem alten Rom bis zu dem modernen Frankreich der Staat die Tendenz, alles zu centralisieren, das Leben der Menschen nach einem Schema einzurichten. Ein klassisches Beispiel für diese naturwidrige Neigung war vor 1870 der Gebrauch in Frankreich, daß in allen Gymnasien im ganzen Lande zu derselben Stunde dasselbe getrieben, z. B. dasselbe Kapitel aus Cäsars gallischem Kriege gelesen wurde. In den germanischen Staaten ist umgekehrt das Bestreben vorherrschend, sich landschaftlich verschieden einzurichten. Daher die Zersplitterung in den Vereinigten Staaten, deren jeder seine besonderen Gesetze hat, in Norwegen, Schweden, Dänemark, in England, Schottland, Irland, endlich in Deutschland, wo erst neuerdings eine sehr zweifelhafte Einheit, wenigstens in einigen Hauptsachen erzielt worden ist. Zwischen den beiden Prinzipien der Centralisation und der individualistischen Auflösung schwanken nun die Staaten hin und her. Die richtige Balancierung zu finden, ist sehr schwer. Die Thorheit der Sozialdemokraten und gar der Anarchisten, den Staat zertrümmern zu wollen, beruht auf einer groben Verkennung der historischen Entwicklung. Der Mensch ist aus dem Tiere zu dem, was er ist, nur durch den Staat geworden. Nur durch den Zwang der gegenseitigen Beschränkung und durch Eindämmung der rohen, selbstsüchtigen Begierden ist die Humanisierung möglich gewesen und ist sie es noch heute. Diese Zwangseinrichtungen, welche allmählich zu Schutz und Trutz erwachsen sind, nennt man kurzweg Staat, ursprünglich dasselbe Wort und derselbe Begriff wie Stadt. Aber seit Ludwig XI.

von Frankreich ist die falsche Vorstellung herrschend geworden, daß der Staat oder sein Haupt der Zweck der Verbindung zu einer Gemeinschaft sei, während doch immer und überall nur der lebendige, einzelne Mensch, das Individuum Freud und Leid empfinden, Glück und Unglück, Pflichten und Rechte tragen kann. Denn der Staat als solcher ist nur ein Begriff im Kopfe; das wirkliche Ding sind Land und Leute. Aus dem Grundfehler, den Staat als Selbstzweck zu fassen, erklärt sich auch einfach der Rückfall in das Teilungsprinzip der herrschenden Kaste und der Beherrschten. Die Ritter oder Adligen, die höheren Geistlichen, die oberen Beamten hielten sich für den Zweck des Ganzen, das allein ihretwegen existiere. So ist bis heute die Weltanschauung des Adels und damit des Militärs geblieben. Trotz aller parlamentarischen Einrichtungen herrscht in Europa noch der Adel. Und sein Kastengeist stellt sich den Rechten der Bürger, der Bauern und Arbeiter wie eine Felsenwand hemmend entgegen. Der ganze Parlamentarismus auf dem Kontinent ist nur ein Scheingefecht; die Fürsten und der Adel setzen doch durch, was sie wollen. Fast alle europäischen Völker sind eben noch politisch unreif, mit Ausnahme etwa der Schweiz und Englands. Daher stammen die haarsträubenden Erscheinungen des Antisemitismus, einer Ausgeburt des adligen Kastengeistes, der Sozialdemokratie, des Anarchismus, des Nihilismus. Um dem Individuum zu seinem Rechte zu verhelfen, giebt es in Europa keine als Muster brauchbare Einrichtung. Im alten Rom hat man wiederholt Versuche gemacht, eine solche zu schaffen. Durchgeführt ist aber das einzig fruchtbare Prinzip, die Staaten dauernd zu erhalten und die Individuen selbständig und glücklich zu machen, nur in China. Die stolzen Europäer und Amerikaner dünken sich natürlich viel zu weise, um von dem verzopften Volke zu lernen. Und doch muß man sagen, dieses Volk allein hat das wahre Fundament der Dauer gefunden. Jahrtausende hindurch haben sich in Europa Staaten und Völker abgelöst. Nach kurzer Blüte sind sie, wie der fabelhafte Vogel Phönix in Asche, in Unbedeutendheit versunken. Selbst Rom kann doch

eigentlich nur von 272 vor Christi Geburt bis etwa 200 nach Chr. G. ein kräftiges Weltreich genannt werden. Sein Staatsleben umfaßt also nur einen Zeitraum von 500 Jahren. Das chinesische Reich aber besteht wenigstens schon 4000 Jahre, und sein Volk hat immer binnen kurzem alle Eroberer so in sich verschmolzen, daß es stets ein gleichartiges Volk geblieben ist und allen Bemühungen und Angriffen der europäischen Waffen, Künste und Erfindungen siegreich widersteht. Worin liegt dies Geheimnis? Erstens in der Abwesenheit des Großgrundbesitzes, der Latifundienwirtschaft, durch die schnell zwei Kasten, Herren und Sklaven, entstehen. Niemand darf in China mehr als eine kleine, genau bestimmte Fläche Landes besitzen. Und die Familie hält gegen Außen als eine fest geschlossene Einheit in Glück und Unglück, auch politisch zusammen. Der Bauernstand ist der erste, der geachtetste neben den Gelehrten. Der zweite Punkt des Geheimnisses ist die Arbeit. Der Chinese ist von unermüdlichem Fleiße. Auf seinem kleinen Stückchen Erde erzielt er durch intensivste Kultur nur mit seinen Händen, durch Düngen, Jäten, Bewässern Ernten, die bei uns unglaublich sind. China kann trotz seiner 360 Millionen Einwohner noch Getreide exportieren und trotz der bedeutenden Transportkosten billiger liefern als alle anderen Länder. Ja selbst die Erzeugnisse der Industrie, vornehmlich Baumwollenstoffe fabriziert der Chinese beinahe ebenso billig mit den Händen und dem Webstuhl, wie unsere Fabriken mit Dampf und den ausgeklügeltesten Maschinen, so daß er auch darin die Konkurrenz schlägt und der Import, zuerst ziemlich bedeutend, nun jährlich abnimmt.

Der dritte Punkt des Geheimnisses ist die Genügsamkeit. Der Chinese braucht nur wenig zu seinem Lebensunterhalt, zu seinem Glücke. Namentlich ist er ein Feind des Alkohols. Alle Bemühungen, ihm dieses Gift einzuflößen, welches alle Völker, die Indianer Amerikas und die Neger Afrikas, zerstört, sind fehlgeschlagen; auch die lockendsten Gelegenheiten, wo er sich, wie in Amerika, unbeobachtet weiß, verführen ihn nicht. Der abscheuliche Fusel widersteht eben seiner Natur. — Im

übrigen soll der Charakter und die Moral der Chinesen durchaus nicht gerühmt werden. Er ist nicht nachahmungswert. Manches wäre da sehr scharf zu tadeln und sehr geeignet, unseren Widerwillen zu erregen.

Nun aber die Anwendung?

Man schaffe den niederen Adel allmählich ganz ab. Wer einen Adelstitel hat, möge ihn behalten; aber alle Kinder bis zu achtzehn Jahren verlieren ihn sofort. Vom Grafen aufwärts erbe den Adel nur der älteste Sohn; die übrigen Kinder werden bürgerlich.

In Preußen giebt es 15000 selbständige Gutsbezirke. Man kaufe, wie es mit polnischen Gütern in der Provinz Posen geschehen, alle Güter allmählich provinzenweis an; von Osten beginnend, parzelliere man sie in lebensfähige Bauernhöfe und verkaufe sie gegen jährliche Abzahlung an tüchtige Menschen. Zwei solche Höfe darf niemand besitzen. Zu jedem Posten in Staat und Heer muß jeder persönlich Tüchtige berechtigt sein. Ahnen gelten nichts. Wer aus Trägheit und Dummheit zu Grunde geht, den lasse man fallen. Ein Volk kann sich nur durch gesunde, strebsame Mitglieder erhalten. Was ist an Faulenzern, Einfaltspinseln und Genußmenschen gelegen? Man soll nur den Willigen, Bildungsfähigen Humanität erweisen. Wenn Familien durch Landbesitz, Fleiß und Genügsamkeit fest gegründet sind, sorgen sie selbst für ihre Schwachen und Kranken. Eine Adelsherrschaft darf kein kräftiges und reifes Volk unter sich dulden. Man vergleiche die Schweiz und die Vereinigten Staaten! Diese Vorschläge sind keine Panace, kein Heilmittel für alle Übel der europäischen Staaten; aber ein gewaltiger Schritt zur Besserung und zur Beruhigung der Gemüter.

So kommt auch der Arme zu seinem Rechte. Das Individuum, der Mensch gilt, was er wert ist, nicht, was einmal in grauer Vorzeit sein Vorfahr wert war. Die Ärzte brauchen für die Versumpfung, das Absterben des Körpers das Wort Tabes. Dieser Zustand ist bei dem Adel im Laufe der Jahrhunderte eingetreten, zum Teil durch Inzucht, durch Ver-

heiraten unter einander, besonders unter Verwandten. Die katholische Kirche verbietet deshalb mit Recht das Heiraten von Vettern und Basen.

Der Engländer Malthus hat 1798 das Gesetz gefunden, daß die Nahrungsmittel auf der Erde sich wie 1, 2, 3, 4, 5 u. s. w., die Menschen aber wie 1, 2, 4, 8, 16 u. s. w. vermehren, woraus er mit Fug eine allmähliche Übervölkerung schließt. Eine Dezimierung findet durch Seuchen und Kriege statt. Deutschland hatte am Anfange des dreißigjährigen Krieges 18 Millionen Einwohner, am Schlusse 4; jetzt wieder 50. In Frankreich nimmt das Minimalmaß der Soldaten beständig ab und hat deshalb in diesem Jahrhundert schon mehrere Male heruntergesetzt werden müssen. Außerdem zählt man jährlich weniger Geburten als Todesfälle, so daß die Bevölkerung in erschreckender Weise zusammenschmilzt. In Spanien, Italien, Griechenland zeigt sich auch keine beängstigende Zunahme der Bewohner, so daß man bei den romanischen Völkern überhaupt an einen Verfall glauben könnte. Bei den germanischen Stämmen aber geht die Vermehrung stetig vorwärts, ganz wie bei den Chinesen. Die Auswanderung in unbewohnte aber fruchtbare Teile der Erde wirkt ja wohl noch lange wie ein Ventil. Vielleicht werden die nordischen Völker, wie schon öfter in der Geschichte, die Länder der romanischen Stämme überschwemmen, erobern und durch Abfluß vom Norden her und durch neue Blutmischung die verkommenden romanischen Rassen in Mexiko, Brasilien, Süd-Europa wieder lebensfähig machen. Das nächstliegende Mittel ist aber der direkte Anschluß an die Mutter Natur, die Aufteilung des Bodens in kleine Höfe, von denen nie und nimmer zwei oder mehrere in Einer Hand vereinigt werden dürfen.

Alle Staaten bedürfen einer einheitlichen Spitze, um in ihrer Kraft und Würde, nach innen und nach außen, im Frieden und im Kriege als ein einziger, einheitlicher Wille, als eine Person dazustehen; denn die juristische Person, auch die des Staates, ist immer nur eine Fiktion, ein Begriff, der in die

physische, individuelle Person umgesetzt werden muß. Deshalb haben auch die Republiken einen obersten Vertreter, einen Präsidenten. Da derselbe aber wählbar ist, und da folglich in bestimmten Zeiträumen unheilvollem Wahlgetriebe Thür und Thor geöffnet wird, ist es für die Ruhe des Staates und die gleichmäßige Entwicklung der friedlichen Kultur wünschenswert, den aufregenden Kampf um die oberste Herrschaft aus dem Völkerleben auszuscheiden und einen dauernden Präsidenten, mit andern Worten, einen durch eine nicht scheinbare, sondern ernst genommene Verfassung beschränkten König an die Spitze zu stellen, wie in England. Das Parlament hat die Gesetze zu geben; das verantwortliche Ministerium muß regieren, aber auch auf Wunsch der Volksvertretung sein Amt niederlegen. Der König bildet die unverantwortliche Krone des ganzen Staatsgebäudes; unverantwortlich, so lange er sich innerhalb der Gesetze hält. Schon Homer sagt: „Nicht gut ist die Vielherrschaft, Einer sei Herr!“

Und gleichwie die Sonne unseres Weltsystems Eine ist, wendet Aristoteles jenen Vers des Dichters auf die oberste und einige Gottheit an. Wie durch die ganze Natur Ein Geist, Ein Gesetz waltet, so ist auch das Göttliche ein einziges Wesen, ein Individuum, nur nicht nach des Menschen Ebenbild gestaltet. Aber wie in uns Leib und Seele ein harmonisches, untrennbares Ganzes bilden, so ist auch in der Gottheit beides innig vereinigt, durch keine Gewalt oder List zu zerreißen. Das Prinzip der Individualisierung durchzieht das ganze Universum, vom kleinsten Wesen, der Monere oder dem Plankton im tiefen Meeresgrunde, durch die Pflanzen, Tiere und Menschen hindurch bis in seine Kunstgebilde, Familie, Stadt und Staat, bis in das Königtum, bis in die Einheit des Weltalls und seiner Gesetze und bis in die Gottheit hinein. Es ist ein alter Fehler, die Welt und die Weltauffassung in Stücke zu zerreißen, die sich hinterher nicht zusammenfügen wollen. Frömmigkeit, Tugend und staatliches Wohl sind als zu einander gehörig, als Ausflüsse desselben Individuums, der Einen Menschennatur aufzufassen.

Deshalb muß man mit dem alten Märchen der persönlichen Unsterblichkeit entschieden und für immer brechen. Denn durch diesen Glauben wird die Seele in zwei sich widerstrebende Hälften zerpflückt und eine Moral erzeugt, die ihren Wert aus einer andern Welt, von einem fremden Gesetzgeber, in Wahrheit aber vom Egoismus holt. Liegt aber der Zweck des Menschen in *diesem* Leben, auf *dieser* Erde, dann ist die eigene Besserung, die Beglückung des Nächsten, kurz die Humanisierung, Veredelung aller, ein, wenn auch langsam, doch immer mehr erreichbares Ziel. Wir haben es dann nicht mit theologischen Vorstellungen und Träumen zu thun, sondern mit realen Wesen, mit unseren Verwandten, mit unseren Volksgenossen, mit allen Menschen, denen sich unsere Thätigkeit zuwendet. Und da ohne Staat kein Fortschritt auf dem Wege zur Sittlichkeit gedacht werden kann, ist der Staat ein unentbehrlicher Teil, eins unter den Mitteln zu diesem Zwecke. *Frömmigkeit, Tugend und staatliches Wohl* schmelzen zu einer herrlichen Einheit zusammen und vermögen, das Menschenherz zu beglücken.

Man hat vielfach die Ideen des Wahren, Schönen und Guten als getrennte betrachtet. Schon Plato sagt im Philebus, daß sie in der vollendeten Idee des Guten, in Gott, dem Weltbildner, dem Demiurgos, wie er ihn im Timäus nennt, zu einer Einheit verbunden sind. In neuerer Zeit hat der Philosoph Jakobi die Einheit der drei Ideeen von neuem betont. *Die* Wahrheit, welche das Schlechte und Gemeine darstellt, wie gewisse Richtungen in der Kunst und der Poesie, ist widerlich. Der Schmutz tritt uns im Leben häufig genug entgegen; er gehört nicht in die Kunst, welche die Seele ergötzen und erheben soll. Ebenso *die* Schönheit, welche keinen wahren Inhalt, keine sittliche Grundlage zeigt, z. B. die Darstellung von Teufeln, der Hölle oder tierischer Gemeinheit, etwa lüderlicher Szenen. Aber auch das Gute läßt uns kalt, wenn es nicht in schöner, das Herz erquickender und entzückender äußerer Gestaltung erscheint. Der Mensch ist eben kein reines Geistes-

wesen, wie es überhaupt keine solchen Wesen giebt, sondern die innigste Vereinigung von Geist und Leib. Deshalb müssen in allen Leistungen der Kunst und in allen zur Erziehung verwandten Lehren beide Seiten seiner Natur befriedigt werden. Deshalb haben sowohl die Vorstellung der Unsterblichkeit wie die eines persönlichen Gottes, so schön sie sein mögen, und so gut gemeint ihre Erfindung ursprünglich gewesen sein mag, keinen bleibenden Wert, ja sie sind schädlich, weil sie nicht wahr sind. Und hier zeigt sich von neuem, wie thöricht es ist, die Religion als Unterrichtsgegenstand in der Schule festzuhalten. Trotz aller Bemühung bleibt es mir unklar, wie man, nachdem zuerst die Menschenähnlichkeit Gottes gelehrt ist, sie später wieder beseitigen kann. Da man die Kinder mit dieser Vorstellung aus der Schule entlassen muß, kommen die Denkenden meistens als Erwachsene zu der Erkenntnis, daß man sie in der Schule hintergangen hat. Und diese Erkenntnis führt zur Verachtung der Lehrer und der Geistlichen.

Ursprünglich sind die Ideeen den Menschen nicht angeboren gewesen. Ein erster Mensch hat nie existiert. Die frühesten menschenähnlichen Wesen staken noch tief im Tierleibe und Tiercharakter. Erst durch eine Entwicklung in Millionen von Jahren haben sich die Ideeen als leitende Gedanken gebildet, teils durch Betrachtung der Natur, teils durch Nachdenken und die Wohlthaten des Zusammenlebens, der Staatsgemeinschaft. Jetzt sind sie uns Leitsterne, vorwärts lockende Wegweiser zu der Höhe sich vollendender oder vollendeter Gesittung, aber aus dem Menschen auf natürliche Weise erblüht.

Die Idee des Wahren fordert einerseits Wahrhaftigkeit; andererseits umfaßt sie die Richtigkeit der Wissenschaft: unsere Gedanken und Begriffe sollen immer mehr der wirklichen Natur der Dinge entsprechen. Die Idee der Schönheit geht auf die Form des Weltalls, der irdischen Dinge und der Kunstprodukte, sichtbarer wie geistiger; also auf Kunst, Industrie, Handwerk. Die Idee des Guten bezieht sich auf das sittliche und staatliche Leben, auf Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Diese drei

Ideeen sind aber nichts Fertiges, Abgeschlossenes, sondern etwas Werdendes. Indem wir sie zu verwirklichen suchen, erheben, vertiefen sie sich unaufhörlich. Sie sind ein Maßstab des aufsteigenden Niveaus der menschlichen Natur.

Nun sind wir genügend gerüstet, um uns eine richtige und befriedigende Vorstellung von der Gottheit zu bilden. Auf der einen Seite sehen wir die unendliche, werdende, sich verändernde Natur mit ihren allmächtigen, unverbrüchlichen Gesetzen und Kräften. Aus derselben Natur haben sich andererseits die hehren, immer leuchtender aufblühenden Ideeen des Wahren, Schönen und Guten oder der Wahrhaftigkeit, Wissenschaft, Kunst, Gerechtigkeit, des Staates und der Nächstenliebe herausgestaltet. Auch diese Ideeen sind aus Gott hervorgequollen. Fassen wir all diese menschlichen Erzeugnisse oder Errungenschaften unter den Namen der Geschichte zusammen, so dürfen wir sagen, die Gottheit offenbart sich uns in der Natur und in der Geschichte, aber an beiden Orten als eine Einige, nach den gleichen Gesetzen waltende.

XII.

Die Religion.

Man hat oft Versuche gemacht, den Ursprung der Religionen zu ergründen. Gewiß ist, daß einzelne, z. B. die persische, in der das Feuer oder die Sonne als das gute Prinzip verehrt wurde, aus einer Verherrlichung von Naturkräften oder Erscheinungen entstanden sind. Im großen Style hat Preller diesen Gedanken für die griechische Götterwelt durchgeführt; und es klingt sehr glaublich, daß man z. B. in einer Welt von Inseln und Halbinseln die Macht des Meeres unter dem Bilde des Gottes Neptun darstellte. Wie ihm das Pferd entsprungen und heilig sein soll, so finden wir die Verehrung des Rosses auch an der Nordseeküste, in ganz Niedersachsen, wo man noch heute an den Giebeln der Bauernhäuser hölzerne

Pferdeköpfe als Schutz gegen böse Geister befestigt sieht. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß solche Personifikation ein Beweis weit vorgeschrittenen Denkens, starker poetischer Phantasie sein muß.

Die Anfangsstufen der Religion wird man vielmehr bei den Wilden suchen müssen. Aus solchen vergleichenden Untersuchungen hat sich bis zu einem sehr hohen Grade der Gewißheit ergeben, daß der Ahnenkult der Ursprung der Religion gewesen sein muß. Man sah beim Sterben von Vater und Mutter den Atem aufhören, die Brust stillstehen, Auge und Sprache erlöschen. Die Leiber setzte man, meist in einer Stellung wie im Mutterleibe, womöglich in eine Höhle, die vor wilden Tieren geschützt wurde. Im Traume erschienen den Trauernden die Gestalten der abgeschiedenen Lieben und sprachen mit ihnen. Träume aber hielt der noch tief stehende Mensch für Wirklichkeit. So entwickelte sich nach und nach aus dem Kultus der Ahnen, denen man Kleidung, Speise und Trank darbrachte, der Kultus der abgeschiedenen Seelen, die um uns schweben und uns vor allem Übel bewahren. Eine noch tiefere Stufe, die aber kaum noch Anspruch auf den Namen Religion machen darf, ist der Fetischdienst. Wenn ein Neger morgens einen schönen Stein findet, ihn als Talisman, als Schutzgott bei sich behält und ihn in Nöten um Hülfe anruft, bis er sich einmal überzeugt, daß er ihm nicht helfen kann: so ist der Stein oder auch jedes beliebige Ding ein Fetisch.

Bei größeren Gemeinden mußten sich bald für beide Formen der Religion, Fetischismus und Ahnenkult, gewisse Regeln und Gebräuche herausbilden, welche zur Erreichung des erflehten Beistandes am wirksamsten schienen. Je tiefer eine Religion steht, desto mehr äußeres Ritual hat sie nötig. Die Form gilt für den Inhalt. Weil der seinem Broterwerb nachgehende Mensch nicht Zeit, durchschnittlich wohl auch kaum Witz genug hatte, um all die Regeln zu behalten und anzuwenden, entstand eine besondere Kaste, der Priesterstand, der sich nur mit der Ausübung der religiösen Vorschriften beschäftigte. Wie

die Furcht vor ihren schädlichen Einflüssen, die Hoffnung auf ihre segensreichen Gebete den Priestern bald Macht, Herrschaft und Reichtum einbringen mußten, bedarf keiner Ausführung.

Alle Religion besteht ihrem innersten Wesen nach in dem demutsvollen Gefühle der Abhängigkeit von einer unsere schwache Kraft überragenden Macht; wie wir schon erklärt haben, von der Macht der Natur und des uns umfassenden und tragenden Staates. Dieses Abhängigkeitsgefühl war also auch der innere Grund jener ersten Anfänge. Da der Mensch aber ein sinnlich-geistiges Wesen ist, wollte er bald auch seine Götter sehen. Er schuf sich Götterbilder, zuerst aus Holz. Selbst die hochgebildeten Griechen hatten in der Cella ihrer Tempel alte, rohe, bemalte Holzbilder aufgestellt, von denen die Priester behaupteten, sie seien vom Himmel gefallen; und an der Stelle, wo sie die Erde berührt, habe man den Tempel erbaut. Später ersetzte man sie durch herrliche und höchst wertvolle Statuen aus Marmor, Elfenbein und Gold; z. B. die Athene und den Zeus des Phidias. Die alten, dem Himmel entstammenden Holzbilder bewahrte man aber trotzdem sorgfältig auf.

Die alten Griechen zählten zwölf Hauptgötter, daneben viele untergeordnete, Halbgötter, Nymphen; später, zur Zeit des beginnenden Christentums, unzählige Dämonen, welche die Lüfte erfüllten und dem Menschen Leid zufügten. In den Religionen der übrigen Kulturvölker, ja auch der höchst gebildeten Nationen, verehrte man eine Reihe von Gottheiten. Selbst die Juden sind immer wieder in Götzendienst verfallen. Daß die durch Wissenschaft aufgeklärten Priester bei vielen Völkern, z. B. bei den Ägyptern, eine sogenannte esoterische, d. h. innere Lehre hatten, die nur für die Mitglieder ihrer Kaste galt, wissen wir. Esoterisch wurde der Glaube an Einen allwaltenden Gott gelehrt, der etwa mit der Verehrung der Allmutter Natur bezeichnet werden könnte. Von Ägypten verpflanzte er sich in die eleusinischen Mysterien der Griechen.

Das aus dem Judentum erwachsene Christentum mußte zunächst nur einen Gott kennen. Aber im Kampfe mit den

griechischen, römischen und heidnischen Göttern blieb ihm, wenn es siegen wollte, nichts anderes übrig, als sich der Vielheit jener Gottheiten wieder anzubequemen. Mit einem Worte: Das Christentum wurde wieder Vielgötterei und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, etwa nur bei den Unitariern der Vereinigten Staaten nicht, welche ihren Namen von „unus = einer“ gebildet haben.

Die katholische Religion hat zunächst vier Götter: Vater, Sohn, heiligen Geist und die Mutter Gottes, welche eigentlich der Hauptgott ist. Daneben existieren eine Unzahl von kleinen Göttern, die sogenannten Heiligen.

Die Kalvinisten, Methodisten, Lutheraner, Irvingianer u. s. w. haben nur drei Götter, Vater, Sohn und heiligen Geist. Wie sie die Schwierigkeit lösen, trotzdem an nur Einen Gott zu glauben, mögen ihre Theologen wissen, oder sich wenigstens einbilden, es zu wissen. Etwas vernünftiger verfahren die Mennoniten, die Nachkommen der Waldenser, die ihren Ursprung bis auf die ersten Christengemeinden zurückleiten. Ihnen ist der heilige Geist die Gesinnung jedes Gläubigen, welche mit der Gesinnung Christi übereinstimmt. Ja, aus ihren Schriften kann man zuweilen die Ansicht gewinnen, als ob sie Christus nur für einen bedeutenden, von Gottes Geist erfüllten Menschen halten, der für sie den Wert eines Vorbildes hat. Sie selbst betrachten sich als seine Nachfolger. Freilich an anderen Stellen sprechen sie dann wieder von Jesu Auferstehung und Himmelfahrt, was den Glauben an seine Göttlichkeit einschließt.

Übrigens war der Ausdruck Gottessohn im Altertum zur Bezeichnung eines großen Mannes gar nichts Auffälliges. Manche homerische Helden sind Götter-Söhne. Der macedonische König Alexander hat sich von den Priestern des Jupiter Ammon Sohn des Zeus nennen lassen. Ich, du, wir alle sind Söhne und Töchter des allumfassenden Gottes, aus dem es kein Entfliehen giebt, nicht an den Polen, nicht am Äquator. Und wir lassen unsere Kinder noch heute das schöne Gebet Jesu lernen: „Unser Vater, der du bist im Himmel.“

Jesus war ein Kind seiner Zeit, seines Volkes. Deshalb muß auch seine Moral eine beschränkte, für unsere Kulturstufe unannehmbare sein. Was er über Ehe und Ehelosigkeit, über die Arbeit und die Sorgen des Lebens, über Reichtum und Armut, über die einfachste, natürliche Notwehr gelegentlich lehrt, auch seine durch keine Kenntnis der betreffenden Menschen beeinflußte Geringschätzung der Heiden, diese und andere gleichartige Elemente seiner Reden können wir uns nicht aneignen. Wir sind eben über seine Moral hinausgeschritten, in manchen Punkten; aber in der Hauptsache, in seiner dringenden Ermahnung zu hülfreicher Liebe, hat er Recht und wird er bis an das Ende der Tage Recht behalten.

Soweit eine Gott personifizierende Religion vernünftig sein kann, ist es die **jüdische.** Sie entfernt sich am weitesten vom Götzendienst; Vielgötterei ist ihr verhaßt. Gott offenbarte sich Mose in einem Dornbusche, welcher loderte und nicht verbrannte. Aus der Mitte des Feuers hörte Mose das Wort des Ewigen: „Ich bin, der ich bin.“ Der Ewigseiende kennt kein Werden und Vergehen, kein Gestern und Heute. In ihm ist alles vereinigt, was war, was ist und was sein wird. Er ist der Grund aller Dinge, der Lebensspender aller Wesen. Es hat kein Gott vor ihm, nach ihm und neben ihm Raum. (V Moses 32, 39). Er schuf am Anfang Himmel und Erde. „Er sprach: es werde Licht! und es ward Licht.“ Er erzeugte Tag und Nacht, Himmel und Erde, bevölkerte das Wasser, die Luft und die Erde mit lebenden Wesen und schuf den Menschen nach dem Ebenbilde Gottes. Aber des Menschen Urbild ist kein körperlich sichtbares. Denn ein reiner Geist ist Gott, und „ihr habt keinerlei Gestalt gesehen, als der Ewige am Horeb zu euch sprach“ (V, 4, 15). Das Bild seines Wesens lebt nur in seinem Wirken und Walten.

Worin weicht diese nach „Braun, Geschichte der Juden und ihrer Literatur“ gegebene Auffassung des Einigen Gottes von unserer Darstellung in den früheren Kapiteln ab? Höchstens in dem Worte Schöpfer. Aber auch dieses Wort läßt sich sehr

wohl mit unserer Naturwissenschaft in Einklang bringen. Denn unser Sonnensystem ist von einer bestimmten Zeit an allmählich entstanden und vergeht wieder; nur das unendliche Universum, der Allumfasser, wird nicht und vergeht nicht. Auch daß Gott ein Geist ist, haben wir schon im ersten Kapitel ausgeführt. Ebenso, daß er keine menschliche Gestalt hat. Nach dem Ebenbilde Gottes heißt: aus der Mutter Natur auf natürliche Weise herausgebildet. Aber alles ist poetisch eingekleidet, als ein Handeln einer Person, genau wie es für den damaligen Standpunkt des jüdischen Volkes paßte. Aber die allgemeinen, wissenschaftlichen Gedanken sind nicht verleugnet. Ob die Verfasser diese Lehren von Mose und den ägyptischen Priestern oder aus der babylonischen Gefangenschaft und den chaldäischen Priestern empfangen haben, thut hier nichts zur Sache.

Aber, fährt Braun fort, der Ewige ist nicht bloß Schöpfer, sondern auch Erhalter der Welt. Denn so lange die Erde bestehen wird, sollen Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht aufhören. (I, 8, 22.) Er regieret für und für (II, 15, 18). Diese ewigen Gesetze sind die vollkommensten, besten und weisesten Mittel zur Erhaltung und Regierung der Welt. Gott waltet wie ein Fürst und Richter; er belohnt und bestraft ohne Ansehen der Person. Für jegliche That giebt es eine Vergeltung; denn der Hort, vollkommen ist sein Thun, alle seine Wege sind Gerechtigkeit (V, 32, 4). Aber selbst strafend und richtend ist er gütig wie ein Vater und stets auf das Beste seiner Kinder bedacht. „Du sollst es erkennen mit deinem Herzen, daß wie ein Mann seinen Sohn erzieht, der Ewige, dein Gott, dich erzieht“ (V, 8, 5). Der Allgnädige gewährt mehr als wir verdienen. Er ist langmütig und giebt uns Zeit, uns zu bessern; barmherzig, denn er nimmt sich des Unglücklichen an, und versöhnlich öffnet er dem Reuigen sein Vaterherz. Wahrhaftig und treu ist er, denn „er ist kein Mensch, daß er täusche, kein Erdensohn, daß er bereue. Sollte er sprechen und nicht thun, reden und es nicht halten?“ (IV, 23, 19.)

Kann man die ewige Gesetzmäßigkeit der Weltordnung poetisch besser ausdrücken, so daß die Worte der Wirklichkeit genauer entsprechen? Daß Gott auch zornig ist und an den Frevlern Rache übt, bedarf keiner Erwähnung; dasselbe steht im Neuen Testament; Fegefeuer und Hölle sind die Früchte dieser Anschauung. Wer dächte dabei nicht, er sähe Michel Angelos „Jüngstes Gericht" in der Sistina im Vatikan vor sich?

Und wenn wir die Moral der Thora, der „fünf Bücher Mosis", betrachten, finden wir dieselbe Einfachheit und Lauterkeit der Gesinnung, welche wir heute noch hochhalten.

Dem Ewigen, seinem Gotte nachzuwandeln (V, 13, 5), ist des Menschen höchste Pflicht. Dem Erdensohne ist die Fähigkeit verliehen, in den Werken und im Walten Gottes die göttlichen Eigenschaften deutlich zu erkennen. Jedes Wesen weist auf den allmächtigen und allweisen Urheber seines Daseins hin und flößt dem Menschen Ehrfurcht vor seinem Gotte ein. Das kleinste, kurzlebigste Gebilde verkündet ebenso wie die unendlichen ewigen Gesetze, nach welchen das All in seinem Geleise bleibt, laut und vernehmlich des Ewigen Milde, Treue und Gerechtigkeit.

Nicht nur den Volksgenossen und den Glaubensbruder beschirmt der Ewige mit seiner Liebe. Alle Geschöpfe seiner Hand erfreuen sich seiner Huld, und er versorgt sie väterlich. Vor ihm sind alle Menschen gleich, und keinen vergißt seine Barmherzigkeit. Seine Kinder sind sie alle (V, 14, 1). Darum befiehlt er jeglichem: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" (III, 19, 18). Freue dich, wenn es ihm wohl geht, und halte ihm Leid fern, so wie du dich selbst davor schützest. Glaubst du, daß dein Mitmensch dir im Wege stehe und deine Rechte schmälern wolle, so laß nicht Haß und Rachsucht dein Gemüt erfüllen. „Du sollst dich nicht rächen und nicht Groll nachtragen und deinen Bruder nicht hassen in deinem Herzen, sondern zurechtweisen sollst du deinen Nächsten" (III, 19, 18). Selbst dem Feinde gegenüber darfst du die Pflicht der Nächstenliebe nicht vergessen (II, 23, 4).

Noch sündhafter als die lieblose Gesinnung im Herzen ist das feindselige Wort auf der Zunge. Mißmut und Zorn drängt es auf unsere Lippen. Wir aber sollen es unterdrücken und dürfen selbst den Tauben nicht fluchen (III, 19, 14.) Wahrhaft und zuverlässig muß unsere Rede sein, wie Gott treu und wahrhaftig ist. Was er verheißt, geht in Erfüllung (V, 7, 9; 32, 4); und was der Mensch verspricht, muß er getreulich halten, selbst wenn sein Worthalten ihm Schaden bringt (V, 23, 22). Nichts schadet seiner Würde mehr, als wenn er sich erniedrigt zu lügen und zu leugnen, zu heucheln und zu schmeicheln (III, 19, 11, 12).

Redlich und gewissenhaft ist er im Handel und Wandel (III, 19, 35; V, 25, 13); er läßt jedem, was ihm gebührt (V, 24, 14; III, 19, 13; 25, 14); er nimmt keinem, was ihm gehört (III, 5, 21). Gott läßt den Ungerechten immer Recht behalten (II, 23, 7). Darum ist dem Menschen das Leben, die Familie und das Eigentum des Nächsten heilig (an vielen Stellen). Weder durch die That noch durch das Wort oder die Gesinnung versündigt er sich gegen diese höchsten Güter seines Mitmenschen (6—10. Gebot). Er trachtet vielmehr mit dem Aufwand aller Kräfte des Körpers, des Gemütes und des Geistes danach, all das zu thun oder zu veranlassen, wodurch das Wohl des Nebenmenschen gefördert werden kann. Denn nicht nur allgerecht ist der Weltenlenker, sondern auch unendlich reich an Milde und Barmherzigkeit (II, 33, 19; V, 4, 31), und als den Abglanz seiner himmlischen Güte und Gnade verlieh er dem Menschen das Mitgefühl (II, 22, 24), damit er sich als hülfreich und theilnehmend, als duldsam und dankbar erweise. Der sittlich gute Mensch steht nicht müßig zurück bei der Lebensgefahr des Nächsten (III, 19, 16). Er sucht vielmehr jeden Nachteil zu vermeiden, der für des Nächsten Gesundheit entstehen könnte (V, 22, 8; III, 13, 46). Auch jeden Vermögensverlust hält er von dem Nebenmenschen fern; das gefundene Gut bewahrt er sorgsam und erstattet es gewissenhaft zurück (II, 23, 3; V, 22, 1); und das gefallene

Lasttier auch seines Widersachers hilft er ihm aufrichten (II, 23, 5; V, 22, 4).

Er hat billige Nachsicht mit seinem Schuldner (II, 22, 24), nimmt von ihm nicht Zins und Wucher (III, 25, 36; V, 23, 20). Besonders steht er dem Notleidenden und Dürftigen mit Rat und That zur Seite (V, 15, 7 und oft) und nimmt der Schutzlosen und Verlassenen sich kräftig an (II, 21, 20 und oft); denn Gott schafft Recht der Waise und der Witwe und hat den Fremdling lieb, daß er ihm Kleid und Speise gebe (V, 10, 18). „Wie der Eingeborene unter euch, sei auch der Fremdling, der bei euch weilt, und du sollst ihn lieben wie dich selbst. Ihr kennt ja das Gemüt des Fremdlings, denn Fremdlinge waret ihr im Lande Ägypten" (III, 19, 33 und oft). Selbst Tier und Pflanze soll man schonen u. s. w. Man wähle nur dasjenige Weib zur Lebensgefährtin, welches einem das Gesetz zur Ehe gestattet hat (III, 18, 3).

Worin übertrifft denn die christliche Moral die jüdische? Können die edlen Herren Antisemiten darauf antworten? Daß Christus in den Tod gegangen ist? Also die Selbstverleugnung wäre das unterscheidende Merkmal. Nun dadurch zeichnen sich die Antisemiten im höchsten Maße aus. Sie sind fürwahr Jesu getreueste Jünger! Geht man indessen ihrem wüsten Treiben auf den Grund, so findet man erstens Neid und Habgier, sich an dem Gute derer zu bereichern, die ihnen vorher in ihrer Not Gelder vorgeschossen haben. Unter den Christen giebt es indessen viele und vielleicht auch verhältnismäßig mehr Wucherer als unter den Juden. Man gebe den Juden bürgerliche Gleichstellung auf allen Gebieten, und sie werden sich schnell vom Handel zurückziehen. Gleiche Pflichten sollen sie haben, Kriegsdienst, Steuern, Gehorsam gegen das Gesetz. Aber die gleichen Rechte versagt man ihnen.

Übrigens geht die antisemitische Agitation nur scheinbar gegen die Juden, in Wahrheit gegen allen Fortschritt, alle Freiheit. Und weil die Juden bedrückt werden und sich von diesem ungerechten

Drucke zu befreien streben, wählt man als offen anerkannten Gegenstand des Hasses einen Teil für das Ganze. Der auf die Fahne geschriebene Rassenhaß ist in Wahrheit ein Haß gegen die Fortschrittsparteien. Der Adel soll herrschen; alle anderen Menschen sollen ihm dienen als unmündige Sklaven und Hörige. Die Adligen bedienen sich je nach den Zeitläufen anderer Mittel, um Geld und Macht zu behaupten. Aber das Ziel verlieren sie nicht aus den Augen. Im Mittelalter haben viele Ritter ihre zerrütteten Verhältnisse dadurch wieder geordnet, daß sie Wohlhabende bei der Inquisition als Ketzer denunzierten. Der Denunziant erhielt nämlich die Hälfte des konfiszierten Gutes.

Stünden die Freunde der Freiheit und des Fortschrittes, der Gleichheit aller Menschenkinder einmütig zusammen und ließen ihr Panier freudig in der Sonne flattern: dann würde die Adelsherrschaft bald ein klägliches Ende erleben. Aber leider fühlen sich viele Bürger in Dummheit und Schwäche geschmeichelt, wenn ein Adliger oder ein Vorgesetzter sie eines huldvollen Wortes würdigt. An der Dummheit und an der Charakterschwäche der sogenannten Bürger, genauer gesagt: der Unterthanen leidet in Europa die Freiheit Schiffbruch. Man muß fürchten, daß es immer so bleiben wird. Gott sei Dank ist wenigstens in den Vereinigten Staaten den ewigen, unveräußerlichen Menschenrechten eine Freistätte bereitet, besonders seit dem siegreichen Ausgange des Sklavenkrieges.

Die meisten Anhänger des Antisemitismus sind nur kriechende Schleppenträger der Adelspartei. Die verächtlichste Rolle spielen dabei viele orthodoxe Geistliche; denn ihr Losungswort soll Nächstenliebe sein, nicht Haß. Diese Theologen wenden ein, jene beiden Beweggründe bestimmten sie nicht; ihnen läge nur am Herzen, die Juden zum Christentum zu bekehren. O über den Unverstand und die Unklugheit! Durch Haß will man anziehen, seinen Glauben als den besseren anpreisen! Ehe die jetzigen, mittelalterlichen Judenhetzen begannen, ließen sich viele wohlhabende Juden taufen, sich selbst oder wenigstens

ihre Kinder. Sie folgten damit nur der Frage nach dem äußeren Vorteil, damit ihren Kindern in einem christlichen Staate der Weg geebnet würde. Denn wenn man von den heutzutage unsinnigen Ritual- und Speisegesetzen absieht, ist die jüdische Religion lauterer, vernünftiger als die christliche. Und mit der vorgeschriebenen Selbstverleugnung nehmen es die meisten Christen und vorzüglich viele in ihr Dogma verrannte Prediger sehr leicht. Wenn es also schon unklug war, die in wachsender Anzahl sich bekehrenden Juden durch Verfolgung abzustoßen, so ist es auch im höchsten Grade empörend, irreligiös, unmoralisch. Lieben und Gutes thun ist göttlich. Aber die vielen Edlen unter den Juden mit den Ungerechten zu verdammen, ist ungöttlich, ist ein Verrat an allem Hohen und Heiligen, was die Menschheit bis heute auf mühseligen Wegen errungen. Und solchen Lehrern des Hasses soll man seine und seiner Kinder Seelen anvertrauen! Aber die ewige Gerechtigkeit wird auch für diese Gräuel Sühne heischen, mit welcher sich sogar eingeschworene Diener des höchsten Gottes besudeln. „Der Gottlose ist wie ein Wetter, das vorüber geht und nicht mehr ist; aber der Gerechte besteht ewiglich.“ (Sprüche 10, 25.)

Wenn endlich nach allen solchen Hetzereien die tierischen Instinkte des Pöbels in Rußland und in Korfu bis zum Mord der Juden und zu Brandstiftungen vorschreiten, schlagen jene Herren salbungsvoll die Augen auf: „Gottes Wege sind unerforschlich. Wir sind unschuldig an diesem Blute.“ Hier gilt der Vers des Horaz: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi; was auch immer die Hohen in ihrem Wahnsinne verbrechen, der gemeine Mann erleidet Schläge.“

Man verstehe mich indessen nicht falsch. Auch unter den orthodoxen Geistlichen giebt es manchen, der ein treuer Hirte seiner Herde ist, ihr mit Rat und That beisteht und in Werken helfender Liebe und herzlicher Teilnahme voranleuchtet, dem die Liebe höher steht als das Dogma. „Ehre, dem Ehre gebührt!“

XIII.

Die Religion der Zukunft.

Wir haben im Laufe unserer Betrachtungen gesehen, daß die Naturgesetze undurchbrechbar sind, daß alles im Himmel und auf der Erde ihnen gehorcht. Alle Wunder, welche uns in der Bibel, in den Veden oder sonstwo erzählt werden, müssen also als das betrachtet werden, was sie sind: als Erfindungen der menschlichen Phantasie. Heil dem Hörer, wenn sie eine moralische Wahrheit anschaulich machen, wie vielfach die Gleichnisse unserer Bibel!

Wir haben ferner, vorzüglich im letzten Kapitel, eine unbewußte Vertauschung entdeckt. Die Thora, d. h. ihre Verfasser erkennen, daß zu einem allgemein geachteten und wirklich guten Menschen gewisse Eigenschaften gehören. Um sie als Vorbilder, als erstrebenswerte Ideale recht eindringlich zu machen, verlegen sie diese empfehlenswerten Eigenschaften in das göttliche Wesen und kehren dann den wahren Sachverhalt um. Sie müßten sagen: weil diese Attribute so vortrefflich sind, legen wir sie Gott bei; aber sie drücken sich so aus: weil diese Eigenschaften in Gott gefunden werden, sind sie vortrefflich und müssen deshalb von dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes, nachgeahmt werden. Die Wahrheit ist, der Gottesbegriff jedes Einzelnen ist ein Abbild seiner eigenen Gefühle und Vorstellungen. „Über seinen Schatten kann niemand springen; niemand kann aus seiner Haut heraus," sagen treffende Sprichwörter. Alle solche Personifikationen der Gottheit können vielleicht unschädlich sein, so lange die ihr angedichteten Eigenschaften ins Unendliche gesteigerte gute Eigenschaften sind. Aber sie sind in Wirklichkeit schädlich, weil die Menschen die Verantwortlichkeit für ihr Thun von sich abwälzen und Gott aufbürden. Und eine Vorstellung von Gott hat dann so viel wissenschaftlichen

und religiösen Wert wie die andere. Aber eine Umkehrung des wahren Sachverhaltes bleibt es doch immer, weil der Mensch sein eigenes Wesen, nur vergrößert, anbetet. Wie wenn es in der Thora so schön heißt: der Ewige ist wahr, treu, gerecht, langmütig, versöhnlich und von großer Güte, sehr barmherzig. Das ist das Ideal des Menschen; so soll er sein. So viel ist klar, daß es bei der unendlichen Vielheit der Gottesbegriffe nicht auf sie ankommen kann, wenn man das Wesen oder den Wert der Religion feststellen will. Die brahmanische Religion, der vielleicht 300 Millionen die Befriedigung ihrer frommen Bedürfnisse verdanken, kennt keinen persönlichen Gott, sondern nur das Brahm oder Brahma, den ewigen Urgrund alles Vorhandenen, ein Gottesbegriff, der dem in diesem Buche entwickelten sehr nahe steht.

Brahmaismus und Buddhismus kennen keine Unsterblichkeit. Schopenhauer, der deutsche Vertreter des Pessimismus, hat die buddhistische Lehre in seinem Hauptwerke: „Die Welt als Wille und Vorstellung" zur Grundlage seiner Philosophie gemacht. Er lehrt, wie der herrliche Buddha, die einzige Erlösung des gequälten Willens zum Leben sei die Rückkehr in das Nirvana, in das Nichtsein; den Schleier der Maja, d. h. der täuschenden Erscheinung, müsse man abwerfen und in das bewußtlose, nichts wollende Nichts zurückkehren. Die wahre Konsequenz wäre der Selbstmord. Leider hat weder Schopenhauer noch die Schar seiner Anhänger diese Konsequenz praktisch gezogen. Dann könnte man leichter an die Wahrheit ihrer Lehre glauben. Aber so viel steht doch fest, daß das indische Volk seit etwa 2000 Jahren zwei großen Religionen huldigt, in denen die Unsterblichkeit nicht nur nicht erwähnt, sondern geradezu geleugnet wird.

Ja auch das Judentum weiß wenig davon. In der Thora wird nichts davon gesagt. Erst in den nachexilischen Propheten wird, oft mit ausgesprochenen Zweifeln, davon gesprochen. Aber eine richtige Unsterblichkeit ist das auch nicht, wenn die Seelen bewußtlos wie Schatten im Scheol einherschleichen, ganz wie bei

Homer, wo Odysseus in den Hades hinabsteigt und die Schatten durch das warme Blut frisch geschlachteter Hammel neu belebt, natürlich nur für kurze Zeit, so lange das Blut warm in ihren Adern rinnt. Also auch die jüdische Religion, die so stolz auf ihren Gott und ihren Glauben war und ist, hat lange ohne das Dogma der Unsterblichkeit existiert. Und ihr wird man doch den Charakter einer Religion nicht absprechen wollen, da Christus ein Jude war, die Hauptsätze der Thora selbst vortrug und das ganze Christentum auf das Alte Testament Bezug nimmt und darauf gebaut ist, namentlich auf die Prophezeiungen und die Psalmen, aber auch auf die Bücher des Gesetzes.

Was bleibt uns nun als das Wesentliche an den positiven Religionen oder besser Kirchenlehren übrig, was wir als den echten Kern jeder Religion bezeichnen müßten? Ein persönlicher Gott? Nein. Eine Mehrheit von Göttern? Nein. Die Unsterblichkeit? Nein. Der Glaube an Wunder? Nein. Der Glaube an irgend ein bestimmtes Dogma? Nein.

Was bleibt also übrig? Wie mir scheint, und wie schon oben ausgesprochen ist, nur das demütige und ehrfürchtige Gefühl unserer Abhängigkeit von der Allmacht, die uns hegt und trägt, in Natur und Geschichte. Zweitens der gute und feste Wille, sich der großen Harmonie der Weltgesetze willig als Glied einzufügen und, so weit es uns möglich ist, in der Menschenwelt an ihrer Entfaltung nach besten Kräften und mit aufrichtigem Eifer mitzuwirken. Es muß uns hier genügen, diese Mitwirkung kurz dahin zu bestimmen, daß sie in Wahrhaftigkeit und Treue, Gerechtigkeit und barmherziger Liebe, Genügsamkeit, Fleiß und Begeisterung für alles Gute und Schöne in Natur und Menschenleben, im Haß alles sittlich Häßlichen und Schlechten besteht.

Ja, auch dieser Haß gehört zu einer kräftigen frommen Seele. Eine schwächliche, jammernde Seele ist das Resultat des Pessimismus, wie ihn das Christentum will; dieses Leben soll ein Thal des Elends sein, wie Sokrates vom Leibe sagt, ein Gefängnis, aus dem wir uns durch den Tod zu den reinen Höhen wahren Lebens aufschwingen. Ach! wenn uns nur jemand

zeigen könnte, wo dieser Himmel der positiven Religionen zu finden ist! Auf dem Sirius oder dem Monde? Wie kommen die körperlosen Seelen dorthin? Denn den Körper behalten wir doch unleugbar hier unten in der Erde oder im Aschenkruge. Können körperlose Seelen fliegen? Haben sie so viel eigene Wärme, daß sie die 130 Grad übersteigende Eiseskälte des Weltenraumes auf einer Reise von vielen, vielen Millionen Meilen überwänden? Und was thäten sie auf dem Sirius? Aber unsere Erde schwebt ja selbst im Himmel, seitdem Kopernikus die Sonne von dem ehernen Himmelsgewölbe der Alten heruntergeholt und in die Mitte unseres Sternensystems gestellt hat. Sollen uns etwa, gleichwie dem Glauben des ausgehenden Altertums die Dämonen, die Seelen der Abgeschiedenen in der Luft umherflattern und so der Unsinn der niedrigsten Religionsstufen wiederholt werden?

Solche Lehre ist für schwächliche, weichliche Seelen gewiß geeignet, bequem, aber auch schädlich. Denn der Kampf in diesem Leben und auf dieser Erde wird ihnen dadurch erschwert. „Niemand kann zwei Herren dienen;" man jagt entweder einem Phantom nach oder den realen Zwecken des irdischen Daseins, das allein existiert. Wer seine Gedanken und sein Streben *teilt*, erreicht auf beiden Seiten nichts Ordentliches. Da jedem Wesen der Selbsterhaltungstrieb angeboren ist, wissen das die Menschen auch sehr wohl; und bei der Entscheidung, ob sie sich für das Phantom oder die Wirklichkeit begeistern sollen, schwanken sie nicht wie Herkules am Scheidewege, sondern entschließen sich rundweg, für ihr *irdisches* Wohl zu sorgen. Weil sie aber zu schwach sind, um sich aus den Banden der hergebrachten Orthodoxie zu befreien, werden sie elende Heuchler. So wird die Seele des Menschen systematisch vergiftet. Darum Haß der Heuchelei in Glaubenssachen!

Dasselbe Schicksal, ein Rudiment einer abgestorbenen Kulturstufe zu sein, teilt die Lehre von der Hölle. Wo befindet sie sich? Auch auf einem Sterne? Ach nein, das wäre zu schön. Also offenbar in den Eingeweiden der Erde. In Italien,

Griechenland, Klein-Asien und Palästina giebt es viele Höhlen. Verschiedene erhielten von den Alten die Ehre, Eingänge in die Unterwelt genannt zu werden. Schönere Öffnungen der Hölle als den Vesuv und den Ätna könnte man sich nicht vorstellen. Was für eine größere Strafe konnte man aussinnen, als die Seelen der Ungläubigen in das glühende Erz im Erdinnern zu stoßen? Wenn man nur wüßte, wie das gemacht wird! Die Körper tragen wir auf den Friedhof. Wie gelangt die Seele nach dem Krater des Vesuv? Wer stößt sie dann hinein? Gutwillig springt sie gewiß nicht in den Qualm, die Asche und das Feuer. Keine Seele ohne Leib; kein Leib ohne Seele. Also aberwitzige Phantastereien; aber nicht so harmlos wie das Märchen von der Unsterblichkeit. Denn dies soll wenigstens ein schöner Köder sein, die Menschen anzulocken. Die Hölle soll den Schwachen indessen Furcht und Grausen einflößen, um sie zu zwingen, zu gehorchen und die seltsamsten Lehren zu glauben.

Ich denke, die Wirklichkeit und die Vernunft stehen denn doch höher als solche Behauptungen. Die Religion hat nach aller Verständigen Meinung den Zweck, den Menschen zu beglücken, ihn im Leiden mit Hoffnung und froher Zuversicht zu stärken und zu erheben. Das vermögen jene grausigen Märchen nicht. Aber weil sie nicht genug Furcht und Schrecken erregten, ihren Zweck also bei der großen Menge verfehlten, erfand die katholische Kirche im Mittelalter die Inquisition, Ketzergerichte und Hexenprozesse.

An diesen Konsequenzen sieht man deutlich, wohin alles Dogma und die Herrschaft seiner Verteidiger schließlich führt. Jedes Dogma. Denn wenn es in der Macht der protestantischen Orthodoxen stünde, würden sie den Andersgläubigen, vorzüglich aber zuerst ihren eigenen Schäflein, o die guten Hirten! mit Gewalt und Strafe ihr Dogma und ihr Joch aufzwingen. Das preußische Volksschulgesetz, der Harnacksche Streit um das Apostolikum und die Judenhetze sollten doch jedem die Augen öffnen. Aber das lateinische Sprichwort hat immer Recht: „Die Welt will betrogen sein.“

Viele Pastoren antworten uns: „Eins haben wir indessen allein: das habt ihr mit eurem Vernunftglauben nicht; nämlich die Versöhnung." Ihr sprecht ein großes Wort gelassen aus. Wir wollen zusehen. Jesus ist für seine Überzeugung gestorben. Gut. Er hat uns gezeigt, wie ein freier und starker Mann unbekümmert um Geistlichkeit und Regierung seinen Weg vollendet, bis in den Tod. Er gleicht darin Sokrates, Huß, Giordano Bruno. Dadurch ist er uns ein recht hohes Vorbild geworden, dessen Fußstapfen wir nachfolgen sollen. So ein edler Mensch ist wohl geeignet, der Heros einer Religion zu werden. Solch ein Mensch ist Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein. Er hat gelitten und sein Kreuz auf sich genommen, wie wir es auch thun sollen, in Demut wie er. Er hat den Sieg errungen, trotz Gewalt und Gewissenszwang; das sollen wir ebenso. Er giebt uns das Beispiel, unsere eigene, individuelle Religion zu haben, keine Menschenfurcht zu hegen, keiner stolzen Orthodoxie den Nacken zu beugen. Aber versöhnen mit dem Ideale kann uns auch Jesus nicht; wir müssen in unserem Gewissen Reue empfinden; aber nicht unfruchtbare Reue, Worte, Gefühlsdusel, sondern jene ernste, männliche Reue, welche entschieden und für immer von dem falschen Wege umkehrt und an guten Thaten Frucht bringt. Gut sein und Recht thun ist die einzige Versöhnung.

Jesus ist nicht das Ideal des Menschen; er gehört einer abgestorbenen Vergangenheit an. Aber in der Reihe großer Männer, welche einzelne Seiten des idealen Menschen dargestellt haben, nimmt er einen hervorragenden Platz ein. Männer wie Perikles, Phidias, Sokrates, Huß, Giordano Bruno, Luther, Shakespeare, Newton, Kant, Lyell, Darwin, Goethe, Washington, Franklin, Herschel, Mozart, Beethoven, Friedrich der Große stellen auch Seiten des idealen Menschen dar; nicht das Ideal selbst, das in seiner Totalität wohl nie verwirklicht werden wird, jedenfalls nie in einem Einzelnen. Aber insofern sie gut waren und edel handelten, können diese einst wirklichen Wesen uns als Vorbilder auf unserem dunklen Pfade scheinen.

Über das Wirkliche machen sich manche Anhänger einer reinen Vernunftreligion sonderbare Vorstellungen. Sie sprechen: sie lieben alles, was wirkich ist; und alles, was wirklich ist, sei vernünftig. Ganz wie Hegel. Aber ist alles, was seinen inneren Gesetzen gemäß handelt, also etwa vernünftig genannt werden könnte, aus diesem Grunde auch schon gut, und deshalb liebenswert? Das Verbrechen, die ausgelassenen Lüste sind wirklich, entstammen der Natur des betreffenden Menschen, gehen mit Notwendigkeit aus seinem Wesen oder Charakter hervor. Sind sie darum auch gut? Oder sollen wir uns von den Anarchisten in die Luft sprengen oder von den Sozialdemokraten unser sauer erworbenes Gut teilen lassen, um in das Chaos uranfänglicher Kulturstufen zurückzustürzen? Sind denn diese Leidenschaften, Gesinnungen und Bestrebungen nicht wirklich? Ist das Verlangen des tosenden Meeres, Helgoland zu verschlingen, nicht wirklich? Bauen wir nicht Dämme und Deiche, um die Gewalt der Wogen zu brechen? Das Meer ist doch gewiß wirklich, und so weit man die bildliche Bezeichnung „vernünftig“ von dem bewußtlosen Wasser brauchen darf, wird man zugeben müssen, das Wasser handelt vernünftig, weil es den Naturgesetzen der Bewegung bei Sturm, bei Ebbe und Flut folgt. Ja, der Verbrecher gehorcht auch seinen ihm eingeborenen und groß gewachsenen Naturtrieben. Wie wir aber der Nordsee nicht ihren Willen lassen, weil sie das Werk der Kultur bedroht, so dürfen wir auch den bösen Charakteren nicht den Zügel lassen, sondern müssen sie durch Gesetze und Strafe einpferchen oder vernichten. Falsche Humanität, die Todesstrafe abzuschaffen! Fort mit den Wölfen, die selbst keine Barmherzigkeit fühlen! Haß dem Bösen in jeder Gestalt! Das Problem lautet einfach so: entweder herrschen die Schlechten oder die Guten. Eintracht macht stark. Wenn wir mit Liebe und Begeisterung für das Wohl unserer Nebenmenschen siegen wollen, müssen wir uns zu gemeinsamer Ausrottung des Bösen zusammen thun und ohne schwächliche Humanitätsphrasen den Kampf um die Existenz durchkämpfen.

Schwäche und Schonung reizt das Tier; Kraft und Strenge imponiert ihm. Der Tüchtigste siegt.

Es bleibt also dabei: Zu der vernünftigen Religion der Wahrheit und der Wirklichkeit gehört nicht nur Liebe und Gerechtigkeit, sondern auch Haß alles Verwerflichen und Bösen, heiße es Lüge oder Verbrechen.

Wenn es aber wahr ist, daß das Gefühl der Abhängigkeit von Natur und Menschenwelt den Grund aller wahren Religion ausmacht, und wenn diese sich im Thun des Guten und Gerechten und im Verfolgen des Bösen bethätigt, werden wir nur auf diese Merkmale sehen dürfen, um festzustellen, ob jemand Religion hat, fromm und gut ist. Sein Dogma, sein religiöser, spezieller Standpunkt kann und muß uns ganz gleichgültig sein. Hält es der andere für passend, zu dem wahren Kerne der Religion noch einige Nebensachen hinzuzufügen, so ist das seine Sache. Er soll nur keinen andern damit behelligen, niemand seine dogmatischen Ansichten aufdrängen wollen. Die Religion ist ein Gefühl und ein Handeln, aber keine dogmatische Lehre. Toleranz ist ein wirklicher Glaubensartikel der neuen Religion. Und sie hat so wenig Artikel: Liebe Gott deinen Herrn in Natur und Geschichte; liebe deinen Nächsten wie dich selbst; sei tolerant, wahr, treu, gerecht, genügsam, fleißig und begeistert für alles Edle und Schöne in Natur und Menschenwelt.

Die böse Leidenschaft ist verwerflich. Aber die gute Leidenschaft, d. h. die Begeisterung für alles Gute ist unentbehrlich. Ohne sie ist alle Religion kalter Schein, kein wärmendes Feuer, keine Kraft, welche die Welt befreit und zu größerem Seelenadel emporhebt. Fichte sagt: „Wer begeistert ist, vermag immer mehr als der, der nicht begeistert ist.“ Mit diesen Worten hat er zu den deutschen Freiheitskriegen 1813—1815 angespornt. In einem solchen Freiheitskriege voll Begeisterung besteht die wahre Religion, nicht in einem dumpfen Schlafe unter dem Drucke der Tyrannen Unwissenheit und Aberglaube. Frömmigkeit und Tugend und irdisches Wohl sind Eins. Wer

sie auseinander reißt, stört die Einheit der Menschennatur, welche keinen Dualismus verträgt, welche nicht aus Leib **und** Seele besteht, welche sich aber auf verschiedene Weise äußert, bald sichtbar arbeitend, bald fühlend, denkend, sprechend, handelnd; ein Abbild der allmächtigen Gottheit. Es bleiben also die drei in der Einheit, Frömmigkeit, Tugend, irdisches Wohl. Aber keins ist das größte unter ihnen. Sie sind alle gleich. Jedes für sich allein, von den zwei anderen getrennt, ist jedoch nicht religiös, sondern schweres Unrecht.

XIV.

Der ethische Fortschritt.

Die babylonisch-jüdische Legende läßt Gott die Welt aus dem Urstoff gestalten; nicht „schaffen", wie Luther übersetzt hat, was die Vorstellung „aus nichts" einschließt. Das Sprichwort sagt mit Recht: Aus nichts wird nichts. Ebenso logisch ist die Auffassung Platos. Er läßt den Weltbildner die Dinge aus zwei Prinzipien schaffen: aus der den ewigen Ideeen nachgeahmten Form und aus der ewigen Hyle, dem Stoff. Darin hat Plato wohl das Richtige getroffen. Ohne Bild heißt seine Rede: der ewige Stoff entwickelt sich allmählich zu immer vollendeterer, idealerer Form. Ganz die Lehre der modernen Naturwissenschaft. Bei der Erschaffung des Menschen wendet die Bibel dieselbe vernünftige Theorie an. Gott macht den Menschen aus einem Erdenkloß und zwar nach seinem Bilde. Neulich habe ich in einer Gesellschaft von gebildeten Männern einen Vortrag über das Thema gehört: „Sollen wir ferner der Verschleierung der positiven Religion huldigen oder uns offen

zur Wahrheit bekennen?" Bei der Diskussion geriet ein Arzt mit einem Fabrikanten zusammen. Der Arzt behauptete: „Die Welt ist ohne Anfang. Der Mensch ist allmählich aus tieferen Wesen entwickelt. Wenn einmal jemand aus einem Erdenkloß einen fertigen Menschen in seiner jetzigen Vollendung hätte schaffen können, müßte irgend ein geschickter Mann das wieder einmal vermögen." Ja, so liegen wirklich die Sachen. Das Resultat eines mehr als 2000 vielleicht 4000 Millionen Jahre dauernden Werdeprozesses drängt das Märchen in eine Minute zusammen. Als Märchen sehr poetisch! Aber wie viel erhabener ist der garnicht auszudenkende Gedanke des wirklichen Vorganges. Himmel und Erde, ein ganzes Sonnensystem ist Milliarden von Jahren thätig gewesen, bis der Mensch entstand, bis Leben und Vernunft in dem unbewußten Stoffe aufquoll; bis ein dem Denken dienendes Auge die Wunder des Himmels anstaunte und zu begreifen versuchte. Und wieder, welch ungemessener Weg von jenen frühesten Tiermenschen bis zu den jetzigen Wesen, welche in Kunst und Wissenschaft, in ihren Erfindungen und Segnungen schwelgen; welche den Gang der Gestirne, die Schnelligkeit des Lichtes und des elektrischen Funkens berechnen, aber mit all diesen Errungenschaften immer von neuem nicht zufrieden sind, sondern heißhungrig bleiben, das innerste Geheimnis ihrer Gebärerin, der Mutter Natur, der allgewaltigen Gottheit zu ergründen! Wie klein bist du, elender Sohn des Staubes, neben solchem Weltprozeß! Welche Seligkeit muß aber deine Brust durchfluten, all das mit deinem Geiste fassen, mit deinem Gemüte nachfühlen zu können! Kant spricht weisheitsvoll: „Zwei Dinge erzeugen in der Seele das Gefühl der Erhabenheit: der gestirnte Himmel über uns, das Sittengesetz in uns." Er hat Recht. Denn in beiden steckt eine unendliche Entwicklung, die uns wie ein Strom fortreißt. Wie ein Sandkorn vor dem Samum, so wird der einzelne von dem Sturme der göttlichen Entfaltung dahingetragen. Er wird geboren ohne zu wissen, woher? Er wächst und gedeiht, ohne zu wissen, wohin? Aber das Weltall bleibt und blüht ohne Anfang und Ende.

Die Legenden aller Völker legen das Paradies oder das goldene Zeitalter an den Anfang der Zeiten. Seitdem sollen wir immer schlechter und schwächer geworden, immer tiefer gesunken sein. O über die gute alte Zeit! Sie war voll Habsucht, Rachsucht, Barbarei, Grausamkeit, Mord und Gift, aus Religion, aus Herrschsucht, aus Rassenhaß. Ein groß Stück dieser guten alten Zeit lebt noch heute in den Jesuiten, im Antisemitismus, in der Bedrückung der Gewissen, in der Knebelung des Verstandes, in der Bevormundung der Presse und des freien Wortes, in der Bevorzugung des Adels und nicht der Tüchtigkeit. Wir beneiden das altersschwache Europa nicht. Es ist auch geistesschwach. Kunst und Wissenschaft sind herrliche Güter; aber wo sie mit Charakterschwäche gepaart sind, kann man doch nur von Marasmus, Versumpfung reden. Was nützt es, wenn die oberen Zehntausend, wenn eine oder zwei Millionen an den Segnungen von Kunst und Wissenschaft teilnehmen und ein menschenwürdiges Dasein führen, während unten in den Thälern Nacht herrscht und die armen Erdenkinder mit Gewalt in Unwissenheit und Aberglauben zurückgehalten werden! Das Paradies, das Land der Sehnsucht liegt vor uns, in der Zukunft. Wie eine holde Geliebte den einsamen Jüngling, so zieht uns das anmutige Bild einer in Glück und Wahrheit lebenden Menschheit an und jedes edel fühlende Herz muß nach. Hinauf, hinauf zu den reinen Höhen sittlicher Vollendung! ruft uns die Natur, ruft uns das Leben zu. Nur kein Stillstand! Er ist der Tod, die Niederlage. Nur in rastlosem Ringen bewährt sich der Mann. Indem wir so an der unendlichen Aufgabe, die Menschheit zu schöneren Gestaltungen auszuarbeiten, fröhlich und fleißig mitwirken, dehnt sich unsere Brust und erhält das Gefühl der Erhabenheit. Der gestirnte Himmel über uns, die Natur; das Sittengesetz in uns als das Resultat der menschlichen Entwicklung; das Mitwirken an dem Fortschritt in die Zukunft hinein: siehe, das sind drei unendliche Weisen, in denen sich die ewige Gottheit uns darstellt. Und wenn wir das Unendliche in diesen

drei Formen in unserer Seele empfinden, fühlen wir das Erhabene, sind wir religiös.

Der traurige Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, spricht am Ende seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ den tollen Gedanken aus: „Gott ist unglücklich; und die Menschheit hat die Aufgabe, Gott von seinem Unglück zu erlösen.“ Man sieht, er hat den Gedanken des Christentums geradezu auf den Kopf gestellt. Aber wie in aller Religion ein kleiner, echter Kern geruht hat, nämlich die staunende Verehrung des unendlichen Welträtsels, so liegt auch in dem Hartmannschen Unsinn ein Körnchen Wahrheit. Den allumfassenden Gott, die unendliche Natur, das Universum können wir Erdenwürmlein nicht erlösen. Wie sollten wir es anfangen, die ungezählten Welten der Milchstraße zu beeinflussen! Aber mit Benützung der Naturkräfte kann es unserem Nachsinnen und unserem Fleiße gelingen, das kleine Stückchen der Gottheit, Menschenwelt genannt, wenn auch nur hier und da von dem Unglück Leibes und der Seele zu erlösen. Wenn es an unserem Wollen und Treiben läge, möchten wir alle Menschen der ganzen Erde glücklich machen, beseligen, ihnen Leib und Seele erquicken. Aber wird das je möglich sein? Was wird man mit den Wilden Afrikas, Brasiliens ausrichten können? Werden wir sie wie die Indianer Nordamerikas, wie die Maoris von Neuseeland vertilgen müssen? Übles thun müssen, um Raum für Gutes, für edlere Rassen zu schaffen? Fragen, welche erst die Zukunft beantworten kann.

Welche Entwicklung eröffnet sich der Kunst, der Wissenschaft in der Zukunft? Auch hier stehen wir ratlos. Welche Erfindungen und Entdeckungen, wie Dampfmaschinen, Telegraph, Telephon und Dynamomaschinen birgt die Zukunft in ihrem Schoße? Was wird aus den Staaten? Was wird aus den morschen Monarchieen Europas? Wird der Bund der Vereinigten Freistaaten sich in eine Anzahl von Monarchieen auflösen oder in die Hände Eines Cäsars fallen? Welchen Weg wird die Sittlichkeit einschlagen? Wird die Religion eine wahre

Trösterin des Menschen werden? Wird sie endlich den Bund mit der Wissenschaft und der Wahrheit schließen und dadurch stetig fortschreitend felsenfeste Grundlagen gewinnen?

Lessing hat kurz vor seinem Tode sein Vermächtnis niedergelegt; er hat seine freie Religion in dem kurzen Aufsatze: „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“ ausgesprochen. Als die Völker jung waren, hat Gott ihnen als Fibel das Alte Testament gegeben. Als sie das begriffen hatten, gab er ihnen das Neue Testament, als eine zweite Fibel. Und wenn sie darin gut lesen und ihre Lehren anwenden können, wird er ihnen vielleicht ein drittes Lehrbuch schenken. Streifen wir das Bild ab, so erhalten wir den einfachen, aber beseligenden Gedanken, daß die Menschheit von niederen zu immer höheren Stufen emporklimmt.

Alles Organische wird ebenso wie alles Unorganische von Gesetzen beherrscht. Nur der blöde Sinn des Kindes und des nicht durch Wissenschaft Gebildeten sieht in allem Geschehen Zufall oder ein Gewirr willkürlicher Erscheinungen. Wer aber den Schleier der Gegenwart und der Vereinzelung gelüftet, wer eine Menge ähnlicher Dinge durch die Jahrtausende hin vergleichen gelernt hat, findet in allem eine wunderbare Gesetzmäßigkeit.

Die Sprachen entstehen aus Naturlauten; zuerst giebt es nur wenige Wortstämme, die sich weiter entfalten, durch Vor- und Nachsilben, durch Zusammensetzung und Beugung. Nach dem Gange des geistigen Fortschrittes haben alle Wörter, selbst die Präpositionen, zuerst eine sinnliche Bedeutung; später bildet sich für dasselbe Wort ein rein geistiger Sinn. Wer denkt heute noch daran, daß „Augenblick“ dasselbe Wort enthält wie Axt, Achse? Wie oculus, œil, eye? Und die Form der Wörter verwandelt sich ebenso nach Gesetzen. Grimm hat das Lautverschiebungsgesetz gefunden, z. B. dens, tooth, Zahn; decem, ten, zehn. — Die Literatur aller Völker beginnt mit Poesie; erst nachdem die Macht der dichtenden Phantasie dem kühl reflektierenden Verstande gewichen, stellt sich als das Organ des wahrheitstreuen Berichtes,

der Geschichte und der Wissenschaft, die Prosa ein; zuerst unbeholfen, allmählich aber auch zu künstlerischer Schönheit fortschreitend. Auf Homer und Hesiod folgen Herodot und Thucydides; auf Äschylos, Sophokles, Euripides folgen Plato und Aristoteles. In Deutschland reihen sich vielhundertjährigen Gesängen erst am Ausgange des Mittelalters Prosaschriften an; ebenso in Frankreich und England. An der Spitze der italienischen Literatur stehen die großen Namen der Dichter Dante und Petrarka; erst später sind Boccaccio und andere Prosaiker erschienen. — Das Drama nimmt überall seinen Anfang aus Kulthandlungen. Zu Ehren der Götter werden Festspiele aufgeführt. Bei den alten Griechen sang zuerst Thespis Lieder zur Verherrlichung des Weinspenders Bakchos. Äschylos ließ an denselben Festen zwei Schauspieler auftreten; der um den Opferaltar tanzende Reigen hatte sich in den die Thymele in der Orchestra würdig umschreitenden Chor mit seinen Gesängen verwandelt. Sophokles fügte den dritten Schauspieler hinzu; aber selbst der leidenschaftliche Euripides und der spottreiche Aristophanes führten ihre Stücke noch immer nur an den religiösen Festtagen auf. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert versuchten die christlichen Geistlichen in England, Frankreich und Deutschland die Geheimnisse des Lebens und Leidens Christi durch Vorstellungen aus der Bibel, zuerst in der Kirche, dann bald auf öffentlichen Plätzen, oft in einem dreistöckigen Gerüste dem Volke zu erklären: oben war der Himmel, in der Mitte die Erde, in der untersten Etage die Hölle mit dem Höllenrachen. Das war der Anfang des modernen Dramas. Malerei und Skulptur haben sich ebenso aus der Religion entwickelt. Die ältesten Darstellungen sind Götterbilder gewesen; selbst noch zur Zeit Raphaels giebt fast nur die Religion die Anregung und die Vorwürfe. Und wer ein Völkermuseum besucht, findet bei den Wilden aller Erdteile dieselbe Erscheinung: gräßliche Zerrbilder des Menschen sollen einen Gott darstellen. —

Alle Rechtsbücher sind aus den Urteilen bedeutender Richter entstanden; so die Pandekten und Institutionen wie der Sachsenspiegel; so wie heute noch in Deutschland Entscheidungen des Obertribunals

und des Reichsgerichtes als maßgebend und bei der Abfassung eines neuen Rechtsbuches als leitende Norm gelten. Aus der Sitte wird Gewohnheitsrecht; aus ihm werden Rechtsgrundsätze abstrahirt; aus diesen Prinzipien folgt wieder die Anwendung auf spezielle, noch nicht dagewesene Fälle. — Und so läßt sich überall durch Vergleichung das Gesetz finden, in dem sich die einzelnen Richtungen des Seelenlebens entwickelt haben. Auch das Aufblühen und der Verfall der Völker und der Verfassungen unterliegt einem ihnen innewohnenden Triebe. Jedes organische Gebilde wächst wie die Pflanze und verwelkt nach einiger Zeit. Ewige Dauer hat nichts; weder Persien noch Rom, noch die Vorherrschaft der Deutschen, noch die Suprematie Frankreichs.

Und die Religion ist ebenso ein organisches Gebilde. Sie ist aus dem Wesen des Menschen ebenso notwendig entsprossen, wie die Sprache, die Poesie, die Kunst, das Recht und der Staat, wie Handel, Gewerbe und Wissenschaft. Wie das Staunen der Anfang aller Philosophie ist, so ist das Staunen und die Verehrung auch der Anfang aller Religion. Aus dem Staunen über das Unbegreifliche, Unendliche suchte man hinter die Dinge zu kommen, den Grund, die Ursache der Veränderung zu erforschen. Natürlich verfiel der kindliche Sinn zunächst auf eine Analogie von sich selbst; wie er aus Holz oder Stein eine Hütte, aus Thon einen Topf machte, so mußte ein großer Mensch Himmel und Erde, Gewitter und Regen gemacht haben. Selbst der hochgebildete und gelehrte Paulus, der eigentliche Begründer des Christentums als einer zusammenhängenden Lehre, braucht noch von Gott und den Seelen das Bild vom Töpfer und den Gefäßen. Und dasselbe metaphysische Bedürfnis, die unsichtbare Ursache der Erscheinung zu erfahren, ist noch heute für die große Menge die Quelle der Religion. Für Leid und Freud, für Geburt und Tod hat man schnell die immer bereite Antwort zur Hand: „Es ist Gottes Wille.“ Ich habe mich oft bei Leichenreden mit Bedauern über die Qual der Geistlichen gewundert, wie sie, ehe sie den letzten Trumpf der Unsterblichkeit und des Wiedersehens ausspielten, den Leidtragenden

zu der Erkenntnis der Notwendigkeit oder des Segens dieses Todesfalles zu verhelfen suchten. Nach allem vergeblichen Bemühen kam es unweigerlich zu dem Geständnis: „Wir wissen nichts; Gottes Wege sind unerforschlich.“ Ein Arzt hätte vielleicht an derselben Stelle gesagt: „Da die Gewebe durch die Eiterung gänzlich zerstört waren, konnte von Heilung nicht mehr die Rede sein, und die Auflösung des Organismus war unabwendbar. Der Tod ist die Folge der heftigen Erkältung. Sofortige Hülfe hätte ihn retten können. Das Naturgesetz wirkt unabänderlich. Deshalb seid in Zukunft vorsichtiger!“

Trotzdem darf man die Rede des Predigers nicht Betrug nennen. Sie ist die Ausdrucksweise abgestorbener, versunkener Bildungsstufen. Die Religion ist nie eine zum Zwecke des Betruges ausgeklügelte Erfindung gewesen; sie war immer notwendig wie des Baumes Frucht. Sie ist aus der Beschaffenheit der menschlichen Seele, aus Gefühl und Verstand entquollen. Weil aber die große Menge heute überall noch auf den niederen Bildungsstufen steht, läßt sich die kindliche Form der Darstellung vielleicht noch nicht entbehren. Aber man lese einmal eine geistliche Rede aus dem Jahre 1300, von dem „Gottesfreund“ oder von dem Meister Eckhart oder seinem Schüler Johannes Tauler († 1361) oder wieder von Abraham a Santa Clara, Hofprediger in Wien († 1709), und vergleiche sie mit den heutigen Predigten z. B. eines Monod oder Kögel oder Müllensiefen, welch gewaltiger Fortschritt! Der ganze Abstand der wissenschaftlichen Bildung jener Zeiten spiegelt sich wieder. Auch die Geistlichen sind umgebildet worden. Nun nehme man gar einen Emerson, Channing oder Chadwick der Vereinigten Staaten; auch sie nennen sich noch christliche Prediger, Unitarier; aber in ihnen hat die Religion schon mit der Wissenschaft Frieden geschlossen. Das ist das Ziel. Auf einer Kulturstufe war die Religion der Niederschlag des wissenschaftlichen Denkens. Dann blieb die Religion stehen und versteinerte sich zum Dogma. Die Wissenschaft ging ihren mühseligen Weg weiter, bis der Widerspruch zwischen Dogma und Wissen so schreiend wurde, daß einzelne

einsichtige und eiserne Köpfe wie Luther zu einer Reform schritten. Leider wurden auch sie, die Reformatoren, bald wieder unfehlbare Päpste, deren Meinung nun für immer und für alle gelten sollte. Darin liegt das tragische Schicksal solcher großen Charaktere. An ihrer eigenen Härte geht ihr Werk zu Grunde. Was haben die Protestanten und die Reformirten Calvins noch von Luther und von Calvin in ihrer Lehre übrig? Fast nur den Namen ihrer Führer. Und durch die Union in Preußen 1817 sind auch diese Unterschiede fast verwischt. Die protestantischen wie die katholischen Religionen werden von dem Leben und der Wissenschaft unaufhaltsam fortgerissen. Galilei ist wegen der Behauptung, die Erde drehe sich um die Sonne, arg bedroht worden. Giordano Bruno hat wegen der Lehre von dem ewigen Stoffwechsel und wegen anderer die Kirchenlehre direkter angreifender Lehren den Scheiterhaufen besteigen müssen (1600). Heute erkennt die katholische Kirche beide Lehren an, obgleich kein Pater zugegen war, als 1887 Bruno auf der Piazza Navona in Rom, wo er verbrannt war, ein Denkmal enthüllt wurde.

Wäre es unter solchen historisch unleugbar bewiesenen Umständen nicht vernünftiger, die positiven Religionen oder Kirchen Europas gäben den nutzlosen Kampf gegen die Wissenschaft auf, den sie doch immer wieder verlieren müssen? Selbst gegen die Einsicht des Lebens verlieren müssen. Ein Beispiel genüge! Paulus lehrt, der Glaube an Christus macht selig; die Werke sind Nebensache. Die katholische Kirche behauptet, Werke, Gaben, Gehorsam, kirchliche Ceremonien sind die Hauptsache, der Glaube steht in zweiter Linie. Dagegen lehnt sich nun Luther, von Staupitz, dem Erben der sogenannten Täufer, der Waldenser Brüder, belehrt, auf und bringt wieder zur Geltung, allein der Glaube macht selig. Wer glaubt das heute noch? Selbst die orthodoxesten Geistlichen sprechen vom praktischen Christentume und verlangen, daß der Glaube sich durch gute Handlungen bethätige. Glaube oder gute Gesinnung ohne Thaten der Liebe sind Strohfeuer. Wir aber steigern den Satz noch weiter und behaupten: Ein Glaube, eine gute Gesinnung,

welche keine Frucht bringt, ist eitel Trug, ist garnichts wert, ist so gut wie nicht vorhanden. Darin hat Christus Recht: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

Pilatus fragte: „Was ist Wahrheit?“ Darauf giebt allein die Wissenschaft Antwort. Ihre Hauptgrundsätze sind ja freilich meist Hypothesen, von denen sich manche, wie z. B. die von der Gravitation, der Anziehungskraft der Körper, nun schon Jahrhunderte rechnungsmäßig bewährt haben. Und die Mathematik steht seit Jahrhunderten felsenfest. Selbst wenn es einen denkenden Gott gäbe, könnte er nichts daran ändern, daß 3 × 3 gleich 9 ist. Plato hatte nicht so ganz Unrecht, wenn er aussprach: „wenn Gott denkt, rechnet er.“ Auf der Mathematik und der Rechnung ruht alles sichere Wissen, selbst solche abstrakten Dinge wie Kunstgeschichte und Jurisprudenz; Zeitlauf, Wärme, Elektrizität; kurz alles wird an Raum und Zahl gemessen. — Die Wahrheit liegt also in dem Schatzhause der Wissenschaft. Da aber „alles fließt“, und sie sich nie für unfehlbar hält, verwirft sie nach wiederholtem Versagen ihrer Grundsätze diese, um sie mit besser gesicherten zu vertauschen. Die wissenschaftliche Wahrheit ist wie das Leben und die Natur in beständigem Flusse. Deshalb soll sich die Religion anschließen, aber nur in ihren allgemeinsten Resultaten. Sie soll sich nicht anmaßen, wissenschaftliche Dinge lehren zu wollen. „Jeder kehre vor seiner Thür!“ Oder wie Voltaire sagt: „Baue deinen Garten!“ Die Aufgabe der Religion und ihrer Diener ist allein, die Menschen von ihrer Vereinzelung und Vereinsamung in das große Ganze, in das Unendliche, zu dem Fühlen der Gottheit zu erheben, sie auf den Weg der thätigen Liebe und der Gerechtigkeit zu leiten und ihnen das Vertrauen einzuflößen, daß dem Guten und Rechtschaffenen alle Dinge zum besten gereichen. Selbst Körperschmerz und Seelenleid können dem Gerechten nicht die beruhigende Gewißheit rauben, nach besten Kräften seine Pflicht erfüllt, immer mit dem großen Ganzen und seinen Gesetzen in möglichster Harmonie gelebt zu haben. Dieses edle Bewußtsein siegt über Schmerz und Kummer, über verlorene Liebe und über

Feindschaft, Krankheit und Grab. Wer der Liebe und der Gerechtigkeit seine Seele anvertraut, der hat sie an Gottes Herz geborgen. Da ruht sie wohl.

Noch scheint, wie Lessing prophezeite, das Neue Testament nicht erfüllt zu sein. Christus verleugnete sich selbst, seinen Eigenwillen und seine Lebenslust, und starb für seine Sache, um dadurch anderen Menschen zu einem besseren Leben zu verhelfen. Vor seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" hat Lessing „Nathan den Weisen" verfaßt, 1779. Haben wir seine Forderungen, wie ein edler, frommer Mensch beschaffen sein soll, schon erfüllt?

„Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
. . komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!"

Befolgt jeder von uns diese Gebote? Wenn das geschehen ist, stellt Lessing noch eine Forderung an den guten und gerechten Mann.

„Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich es. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.
Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesamt
Verbrennen müssen.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —
Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh' auf!" — Ich stand und rief zu Gott: ich will,
Willst du nur, daß ich will. — Indem stiegt ihr
Vom Pferd und überreichtet mir das Kind,
In Euren Mantel eingehüllt. Ich nahm
Das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie und schluchzte! Gott! auf Sieben
Doch nun schon eines wieder!"

Der Jude, dem Christen Weib und sieben hoffnungsvolle Söhne aus Glaubenshaß verbrannt hatten, nahm drei Tage darauf ein Christenkind an Kindesstatt in sein Haus. Gehe hin und thue desgleichen!

Selbstverleugnung

ist Lessings höchste und letzte Forderung, war Christi letztes Gebot, das er uns durch seinen Tod gelehrt. Wenn wir auch diese Bedingung erfüllt haben, wird uns vielleicht ein neues, ein drittes Testament gegönnt werden. Bis dahin lasse sich ein jeder an den Geboten der die Gegenwart und die Zukunft umfassenden Ethik genügen. Wir wollen unsere Frömmigkeit in guten Thaten zeigen.

Unter Moral verstand man bisher und versteht man noch heute die Summe der bis jetzt gewonnenen, feststehenden Vorschriften, welche, wie die zehn Gebote in ein Gesetzbuch vereinigt,

das Verhalten der Menschen zu einander regeln sollen. Die Ethik geht aber darüber hinaus. Sie faßt den Menschen im Fluß der Jahrhunderte auf und im Zusammenhange mit allen anderen Richtungen des Schaffens und Handelns; sie weist auch auf zukünftige, im Werden begriffene Formen der Sittlichkeit hin, welche sich erst aus der Sitte, aus den Denkprozessen der Menschen wie ein Sediment niederschlagen. Plato erzählt im ersten Kapitel der Politik, daß am Abend des Festes der Göttin Athene die Thrakier einen Festzug oder eine Art Reiterquadrille aufführen wollten, indem sie zu Rosse wetteifernd brennende Fackeln dem Nachfolgenden zuwarfen. Dieses schöne, prophetische Bild vervollständigt den Gedanken der Lessingschen „Erziehung" auf das beste. Wir sollen die Fackel der Erkenntnis und Gesittung dem kommenden Geschlechte strahlender zuwerfen. Von unseren Eltern und Vorfahren haben wir viel erhalten, ererbt. Wenn wir nicht undankbare Schmarotzer an dem Lebensbaume sein wollen, müssen wir jene überkommenen Schätze unseren Kindern gesteigert, vervollkommnet weitergeben. Außer der Dankbarkeit gegen Gott und die Menschheit liegen indessen noch zwei Gedanken in jenem platonischen Bilde.

Erstens die Notwendigkeit und die Heiligkeit der Ehe. Ohne Ehe keine Familie, keine Gesittung, kein Staat. Diese heiligen Institutionen sind der Zweck der Ehe, nicht etwa die Befriedigung der geschlechtlichen Lust. Nur in der Ehe bändigt der Mensch seine wilden Triebe und lernt es, für andere mit Hingabe und Treue zu sorgen, für Weib und Kind. Die Familie ethisiert den Menschen, erhebt ihn zu reinerer Sittlichkeit. Erst auf dem Boden der Familie erwachsen alle zarteren Blüten der Humanität. Die Glückseligkeit, nur für andere zu schaffen, läßt sich durch nichts ersetzen. Selbst die Vaterlandsliebe ist erst durch die Familie ein packendes, im Innern wirklich brennendes Gefühl, wenn sie in unserem Blute steckt, wenn wir für unser Blut, unsere Kinder kämpfen. Die Menschen würden wie die Tiere aus einander laufen, ein geordnetes und gebildetes Staatswesen wäre unmöglich, wenn die Individuen nicht durch ihr

Herzblut, ihre natürliche Liebe festgehalten und angespornt würden, die Ihrigen zu erhalten und zu fördern.

Und hieran schließt sich der zweite Gedanke. Man muß es klar und deutlich aussprechen: Ein alter Junggesell, eine alte Jungfrau ist nur ein halber Mensch. Jene soeben erwähnte Quelle der Selbsterziehung, der Selbstverleugnung fehlt ihnen. Aber zweitens nehmen sie meistens nicht an der Unsterblichkeit Teil. Durch die Kinder löst sich dieser anders nicht faßbare Begriff zu völliger Klarheit auf. Unser Sein verrinnt nicht spurlos im Sande. Wir können nicht alle große Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Erfinder oder Künstler sein, die ihre Fußtapfen in das Feld der Geschichte einprägen und so die Unsterblichkeit erringen. Aber jeder nimmt an ihr Teil, der seinen Kindern seine Anlagen vererbt und sie, mit Verstand und Mäßigkeit erzogen, auf einen Platz stellt, in welchem sie von neuem den Kreislauf des Lebens fördern und die Fackel des Lichtes und der Tüchtigkeit weitergeben können. Die ihm erreichbare volle Glückseligkeit bleibt dem Unverheirateten versagt.

Aber bis in die Unendlichkeit wird sich dieser Prozeß der Ablösung und Verbesserung nicht wiederholen. Einst wird kommen der Tag, wo auch diese heilige, im Himmelsraum schwebende Erde erkaltet sein und endlich in Trümmer gehen wird wie das Glück von Edenhall. Dann wird auch die menschliche Gesittung schon längst ein Ende genommen haben. Diese ganze herrliche Entwickelung, alle Arbeit, Mühe und Qual der Millionen von Geschlechtern wäre eitel und lächerlich gewesen, wenn man immer nur für kommende Generationen geschafft, wenn nicht das Individuum selbst eigene, hohe und heilige Rechte und Ansprüche hätte. Wie der Januskopf zwei Gesichter zeigt, eines nach der Vergangenheit, eines nach der Zukunft schauend, so hat auch das Individuum zwei Aufgaben: die eine, mit bescheidener Besonnenheit und Mäßigung für seine eigene Glückseligkeit zu sorgen, seinen notwendigen Anteil an dem von der Gottheit allen gedeckten Tische zu genießen. Maßvolle Freude erneuert das Blut und regt an, frischen Thaten

nachzujagen. Nicht verkümmern soll das Individuum im Winkel, in Sorge und Schwermut. Gottes Sonne leuchtet für jeden. „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, der ist gar bald allein; ein jeder lebt, ein jeder liebt, und läßt ihn seiner Pein.“ Die andere Aufgabe, das Amt besteht darin, für seine Nebenmenschen, vorzüglich für Witwen und Waisen, zu sorgen. „Die größtmögliche Glückseligkeit einer möglichst großen Anzahl“ ist das schwere Problem, das zu lösen uns allen aufgelegt ist.

In dieser richtigen Abwägung zwischen Selbsterhaltung und eigenem Lebensgenuß einerseits und dem Schaffen für die Gemeinschaft andererseits, liegt das Geheimnis des Seelenadels, der Seelenruhe. Wer diese zwei Thätigkeiten in edlen Maßen zu üben weiß, der ist

der wahre Weise.

XV.

Die Gerechtigkeit.

Man darf sich als nüchterner, erfahrener Mann keinen Illusionen hingeben, daß das Reich der neuen Religion so bald erbaut werden könnte. Denn der Eckstein und der Grundpfeiler dieses Gebäudes ist die Gerechtigkeit, welche die wahre Nächstenliebe einschließt. Um das niedrig stehende Volk zu jener Höhe reinen Menschentums emporzuführen, bedarf es gewaltiger Anstrengungen, die um so größer sein müssen, je tiefer das Niveau des gemeinen Mannes und seiner Seele liegt. Und wie niedrig die geistliche und sittliche Bildung der großen Menge steht, davon haben die Gebildeten und Wohlhabenden meistens nicht die geringste Ahnung.

Von Zeit zu Zeit werden statistische Tabellen veröffentlicht, wie viele Menschen Analphabeten sind, d. h. nicht lesen und

schreiben können. Von den Alphabeten können aber viele nur ihren Namen malen. Und das bloße mühsame Lesenkönnen ist von sehr zweifelhaftem Werte. In den Lesebüchern der Schule stehen nur historische, geographische, naturwissenschaftliche und religiöse Aufsätze, welche zwar einige Kenntnisse vermitteln, aber für die Aufklärung in moralischer und sozialer Beziehung wenig leisten.

Von Moralwissenschaft, von den allereinfachsten Begriffen des Staatslebens und der Nationalökonomie, wie Arbeit, Bedürfnis, Preisbildung, Nachfrage und Angebot u. s. w. findet man keine Spur in den Lesebüchern. Und welche Lektüre suchen sich die Knaben und Jünglinge nach dem Verlassen der Schule? Die vorzüglichen Volksbibliotheken benützen sie nicht, sondern agitatorische sozial-demokratische Zeitungen, welche ihnen den Kopf mit unausführbaren Utopien füllen und verdrehen, und fade, unmögliche Hintertreppen-Romane. Man darf es als einen Segen bezeichnen, daß dergleichen elende Lektüre in die meisten Dörfer noch nicht gedrungen ist.

Dafür grassiert der Aberglaube auf dem Lande noch stärker als in den Städten. Hierin zeigt sich vor allem der niedrige Bildungsstand, der noch ganz der Stufe der afrikanischen Fetischanbeter gleichsteht. Denn das Gesetz des Kausalnexus, die notwendige Verbindung von Ursache und Wirkung wird garnicht beachtet. In den Vereinigten Staaten ist es hiermit nicht ganz so schlimm wie in Europa; aber schlimm genug. Und man meine ja nicht, daß die Gebildeten frei von Aberglauben wären; vorzüglich die Frauen leben fast davon, mehr als von Bildung und Religion. Frauen studierter Männer speien auf der Straße aus, um sich vor Ansteckung zu schützen, wenn sie einem Kranken oder Krüppel begegnen. Oder die Leute bekreuzigen sich in einem solchen Falle in katholischen Ländern. Wenn man ein totes Pferd trifft, hat man Glück. Wenn man den Neumond über die linke Schulter sieht und drei Verbeugungen macht, erhält man in dem folgenden Monat Geschenke. Wenn man von Feuer träumt, wird man große

Freude haben. Ebenso, wenn einem Manne zuerst ein junges Mädchen beim Ausgehen begegnet, einer Frau ein junger Mann. Ein altes Weib dagegen oder ein alter Mann bringt Unglück. „Spinne am Morgen Unglück und Sorgen; Spinne am Abend erquickend und labend.“ Wenn man von einem kleinen Kinde träumt, erlebt man etwas Unangenehmes. Stirbt jemand, so muß man das Fenster öffnen, damit die Seele hinausfliegen kann. Wird die Leiche aus dem Hause getragen, muß man den Flur hinter ihr her ausfegen, damit sie nicht wiederkehren kann. In den nächsten Wochen muß man auf dem Wege zum Kirchhofe an mehreren Orten Speisen aufstellen, damit die hungrige, arme Seele nicht der Nahrung halber bis ans Haus komme. Es giebt wohl kaum ein Gebiet des menschlichen Daseins, welches, namentlich in katholischen Ländern, nicht ganz und gar vom Aberglauben durchsetzt ist und beherrscht wird. Man darf das Brot nicht auf die runde Seite legen; man muß umkehren, wenn ein Hase über den Weg läuft; dreizehn dürfen nicht bei Tische sitzen; am Freitag darf man nicht reisen, am Montag nicht in eine andere Wohnung ziehen, überhaupt nichts anfangen. In manchen Gegenden darf am Montag keine Hochzeit stattfinden, in anderen nicht am Freitag. Man darf nicht mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette steigen u. s. w.

Zu der Erniedrigung der Seelen durch Mangel an wahrer Aufklärung über den Kausalnexus der Dinge tritt als eine hervorragende Ursache der Dummheit und Unwissenheit die Armut. Den Parteien der Dunkelmänner liegt es am Herzen, den gemeinen Mann in Dummheit und Mittellosigkeit zu halten, damit er geistig und leiblich geknebelt ein williges Roß sei, auf dem sie in das Land des Genusses und der Herrschaft reiten können. Und dann wundert man sich, wenn die armen Leute sich endlich unter dem Drucke der Knechtschaft auflehnen und empören. In allen Geschichtsbüchern findet man den Bauernkrieg als ein Hindernis der Reformation getadelt. Luther hatte zuerst die Forderungen der Bauern gutgeheißen. Als ihnen aber von den tyrannischen Feudalen und Klerikalen auch die kleinste und gerech-

teste Forderung verweigert wurde, z. B. daß sie nur den Kornzehnten an die Geistlichen abzuliefern haben sollten, nicht aber den Zehnten von allem Vieh, selbst von den Eiern: da durchbrachen die Bauern endlich das schmachvolle Joch und verwüsteten die Lande. Und was that Luther? Er stellte sich auf die Seite der Tyrannen, der Unterdrücker! Das war eine Schwäche in seinem Charakter, denn er wollte es mit den Fürsten nicht verderben; aber auch Schwäche in seinem Denken. Der große, mächtige Mann mit dem Stiernacken und der Eisenstirn eines deutschen Bauern hat uns von dem Gewissenszwange befreit. Tausendmal Dank! Aber an die Stelle der päpstlichen Herrschaft hat er die Herrschaft der Bibel gesetzt. Was darin stand, hielt er für eitel Wahrheit. Und da zwar von Gerechtigkeit die Bibel überfließt, aber zugleich auch überall „leidenden Gehorsam" der Obrigkeit gegenüber lehrt, warf er die beiden Dinge zusammen und glaubte, für die Unterthanen bestehe die Gerechtigkeit in leidendem Gehorsam. Wie Jesus dem Petrus, rief er dem Volke und zugleich den Fürsten zu: „Ihr dürft nicht das Schwert ziehen." Und als die Bauern es in ihrem furchtbaren Jammer Leibes und der Seele trotzdem thaten, rief er den Fürsten zu: „Schlagt sie wie tolle Hunde tot!" Diese Schwäche und dieser grausige soziale Mangel ruht in den tiefsten Fundamenten des Christentums selbst. Schopenhauer beruft sich mit Recht zur Unterstützung seiner Theorie immer wieder auf den Pessimismus des Christentums und des Neuen Testamentes. Das schädliche Tändeln mit dem Himmelreiche verliert die wirkliche Welt und ihr Elend gänzlich aus den Augen. Religion und Moral und irdisches Wohl sind ein harmonisches, unteilbares Ganzes. Es giebt kein ander Wohl. Und wenn die Religion dazu nichts beiträgt, ja den geknechteten Menschen noch tiefer in seine Not hineinstößt, dann ist sie nichts wert; sie verkehrt sich aus der tröstenden Himmelstochter in einen tyrannischen Despoten. Das begriff Luther nicht, er, der Sklave der Bibel und ihrer Buchstaben. Aber die Bauern hatten den wahren Geist der reinen Religion sehr wohl begriffen: die

Religion, die das soziale Elend nicht abstellen hilft, ist keine Religion, sondern eine Sammlung hohler Phrasen.

Vor Gott und der Natur sind alle Menschen gleich; alle haben dieselben Rechte auf Licht und Luft, auf menschenwürdige Nahrung, Wohnung und Kleidung, auf Teilnahme an den Segnungen der Kultur. Das wollen aber die Dunkelmänner nicht.

Gerechtigkeit

ist das oberste Gesetz der neuen Religion. Die ewige Idee der Gerechtigkeit steht in den Sternen geschrieben und in jedem Menschenherzen. Sie ist eins von jenen ungeschriebenen, ewigen Gesetzen, von denen Sophokles spricht: „Den Göttern muß man mehr gehorchen als den Menschen.“ Ja, die Gerechtigkeit ist die höchste Gottheit, das unsterbliche Ideal, das über uns allen schwebt und thront, gebieterisch, Ehrfurcht heischend. Der König und der Richter, der Priester, der Lehrer und der Kaufmann wie der Fabrikherr, der Hauptmann wie der Schiffskapitän finden nur so lange Gehorsam, wie sie dieser hehren Göttin huldigen. Und die Staaten, welche ihr nicht dienen, gehen ins Chaos zurück. Ihr sollte man Altäre erbauen; ihr sollte man Rauchopfer darbringen und Hekatomben schlachten. Wenn jeder von uns bei jeder einzelnen Handlung, bei jedem Wort sich fragte oder, wenn er es nicht weiß, einen Rechtsgelehrten: „Ist deine That gerecht? Verletzest du niemand, kein Gesetz, geschrieben oder ungeschrieben?“ Dann würde sehr viel von dem sozialen Elend, von Hunger und Not, von Krankheit und frühem Tode schwinden. Dann würde man mit mehr Grund singen können: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Die Meisten, die jetzt diesen alten christlichen Weihnachtsgruß hören und singen, thun es gedankenlos und herzlos. Ja herzlos! Denn die innerste Beteiligung des Gemütes verlangt Festigkeit der Gesinnung, eisernen und dauernden Willen, daran mitzuarbeiten, daß Frieden auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen werde. Die Notstände, welche die Ursachen des Bauernkrieges bildeten, existieren noch heute. Und wir können ihnen nur durch Aufgeben des Egoismus steuern.

8

Wir müssen alle unsere Einrichtungen des Staates, der Stadt und der Familie nach einem neuen Plane regeln, mit dem Maßstabe der Gerechtigkeit messen. Ihr müssen wir Treue schwören im Leben und im Tode. Und wenn wir zu Grunde gehen sollten, wir dürfen nicht in etwas Unrechtes willigen, sei es eine Lüge oder ein Betrug, sei es eine Unkeuschheit oder eine zu kärgliche Bezahlung für geleistete Arbeit. Nicht blos töten ist eine Ungerechtigkeit, sondern auch verletzen und verleumden. Und wenn man dir Unrecht thut, darfst du es nicht erwidern; dann thust du ein zweites Unrecht. Den ungerechten Angreifer darfst du jedoch abwehren: Notwehr ist geboten, gerecht. Nie darf man die Schwäche oder die Unwissenheit des Nächsten oder des Fremdlings zu seinem Vorteil ausbeuten. Vielmehr besteht die Gerechtigkeit darin, daß wir ihm in allen Nöten förderlich und dienstlich sind. Ja, darauf kommt es bei dieser neuen Religion an, daß wir, wir selbst durch Gerechtigkeit die ganze Menschenwelt umgestalten, daß wir selbst Gottes Reich auf Erden errichten. Die alten Religionen wirken dadurch so schädlich, daß ihre Anhänger sich auf einen persönlichen Gott, auf seine Vorsehung verlassen; sie legen die Hände in den Schoß. Und ihm schieben sie auch alle Verantwortung zu. Bequemer Glaube! Produkt der Trägheit und Thorheit! Wir selbst sind ganz allein verantwortlich, sonst niemand. Das Reich Gottes ist kein Reich des Vergnügens und der sinnlichen Lust. Die Göttin der Gerechtigkeit ist ernst und streng; sie fordert viel Arbeit, Aufgeben leichten eigenen Genusses, bittere Resignation. Ihr Reich ist nicht von heute und morgen, sondern von Ewigkeit zu Ewigkeit. Aber wer in ihrem Reiche dient, der wird von heiligen Flammen durchglüht, und Adlersschwingen tragen ihn über Strom und Hügel, über Leid und Grab. Er greift auch das Problem der Armut mit Ernst an. Wen packt nicht Schauder und tiefstes Mitleid, wenn er auf dem Lande wie in den Städten ganze Familien ohne Betten und Möbel wie das Vieh, ja mit Vieh zusammen in abschreckendstem Schmutze leben sieht! Von Zucht, Keuschheit, Moral, Religion findet man da keine Spur. Es giebt in

großen Städten Arme genug, die nie in einer Schule oder Kirche gewesen, zu denen nie jemand ein liebevolles Wort gesprochen hat. Ist es ein Wunder, wenn Prostitution und Verbrechen in jenen unwürdigen Höhlen ihre Heimstätten haben? Wie kann das spezifisch Menschliche gedeihen, wenn das nächste tierische Bedürfnis, der Hunger, nicht regelmäßig befriedigt wird? Welch ein Hohn, Missionare zu den Heiden zu senden, kunstreiche Kirchen zu bauen und sich mit seinem Christentum zu brüsten, während wenige Schritte von den religiösen Palästen die Armen im Schmutze verkommen! Alle Hülfsmittel wie Konsumvereine, Rettungshäuser, Waisenanstalten, Krankenhäuser sind nur eine geringe Linderung. Auch Invaliden- und Altersversicherung helfen immer nur denen, welche arbeiten und arbeiten gelernt haben. Aber auch diese leben meistens von der Hand in den Mund, weil die Arbeitszeit zu lange währt und der Lohn zu niedrig ist. Der edle Dekorateur Leclaire in Paris hat 1842 das Teilungssystem eingeführt. Jeder seiner Leute bekam seinen ihm gebührenden Wochenlohn; am Ende des Jahres erhielt er seinen Anteil an dem Gewinne. Im ersten Jahre wurden schon über 11000 Frank verteilt; bis zu dem Tode Leclaires 1872 über 500000 Frank; und er selbst hinterließ eine eben so große Summe. Die Leute arbeiteten zehn Stunden; sie vergeudeten keine Minute, keinen Stoff, kein Werkzeug, denn sie arbeiteten für sich, sie waren selbst Mit-Unternehmer. Jetzt bestehen in Europa über hundert solcher Geschäfte aller Art mit Unternehmergewinn. Herr und Gehülfen stehen sich wohl dabei. Von Neid und Strikes ist keine Rede. Der Geschickte und Fleißige verdient mehr; am meisten natürlich der Herr, der sein Kapital hergiebt, mit seinem Kopfe und Herzen alles ersinnt und leitet und allein alle Gefahr des Mißlingens zu tragen hat. Das berühmteste Geschäft dieser Art ist vielleicht der große Laden „Au Bon Marché“ (Zum billigen Mann) in Paris. Dort hat sich auch eine Gesellschaft zur Beförderung dieser Bestrebungen gebildet, 20 rue Bergère, welche mehrere Male im Jahre einen Bericht herausgiebt. — In Minneapolis in den Vereinigten Staaten haben sich vielfach Arbeiter zusammen

gethan, ohne Herrn, z. B. Böttcher, und betreiben ihr Geschäft mit großem Erfolg, liefern vorzügliche Ware und haben guten Verdienst. In Hamburg reüssiert eine sozialdemokratische Bäckerei, auch Cigarrenfabriken.

Was geschieht aber mit den Armen, die nicht arbeiten können? Alle Wohlthätigkeit, die sich in zufälligen Almosen zersplittert, ist vom Übel. Man muß der Not selbst auf den Leib gehen, d. h. sich in die Hütten der Elenden begeben, die Kranken pflegen, die Arbeitsfähigen beschäftigen, die Unmündigen erziehen. Stößt man aber auf gänzlich Unwürdige, dann überlasse man die Unrettbaren ihrem beklagenswerten, aber unabwendwendbaren Schicksal, der Besserungsfähigen nehme man sich an. In den Vereinigten Staaten haben sich Gesellschaften gebildet, welche sich nur diesem Zwecke widmen. In Europa haben die Städte meistens selbst diese Art der Armenpflege übernommen; ob aber die sogenannten Armenpfleger die Häuser so durchsuchen wie die barmherzigen Brüder und Schwestern Amerikas, deren Lebensberuf nur darin besteht, muß ich dahingestellt sein lassen. Daneben bestehen auch in Europa viele Vereine, die mit Geld, Nahrung (Suppenküchen) und Kleidung gegen die Armut kämpfen. Man könnte viel mehr erreichen, wenn man das Geld für die Missionare und für neue Kirchen diesem höheren Zwecke einer vernünftigen Armenpflege zuwendete, wie es z. B. die Freimaurer thun. Würde man alle Missionare nur zu unseren eigenen Armen senden, nicht in fremde Weltteile, nachdem sie durch Moralwissenschaft dazu vorbereitet sind, dann könnte viel Unsittlichkeit und Not beseitigt werden. Diese Missionare müßten aber nur als ratende und helfende Freunde auftreten und ihre Dogmatik zu Hause lassen. Wie viel Geld wird für die Heidenmission weggeworfen? Was ließe sich dafür hier leisten! — Eine besondere Klasse der Armen sind die sogenannten verschämten. Zu ihnen gehören nicht nur Witwen und Waisen aus besseren Ständen, welche lieber verhungern, als ihren Jammer einem fremden Auge offenbaren möchten und vom Morgen bis zum Abend mit Nähen und Sticken oder dürftig bezahltem Unter-

richt gegen den äußersten Mangel ankämpfen; sondern zuweilen befinden sich darunter auch Männer, welche durch Alter, Unglück oder Krankheit in eine entsetzliche Lage geraten sind. Vor meinen Augen steht ein Mann, der durch Lotteriegewinne und reellen Geschäftsbetrieb viele Millionen erworben hatte, deren Ertrag er zu Wohlthaten, Stiftung von Waisen-, Krankenhäusern und Hospitälern verwandte. Er selbst lebte mit seiner Familie höchst einfach. Sein Schwiegersohn, ein leichtsinniger Mensch, machte mehrere Male bankerott; Handelskrisen brachten ihn durch den Sturz anderer Häuser an den Bettelstab, seine Frau starb, er erblindete. Er zog in eine große Stadt, wo er in einem Dachkämmerchen, mutterseelenallein von den Almosen früherer Freunde elend vegetirte und über die Vergänglichkeit irdischer Güter, über die göttliche Gerechtigkeit nachdachte. Er, der Tausenden geholfen, erwartete verlassen, in ewiger Nacht, mit heißer Sehnsucht den Allerbarmer Tod.

Wer erkennt nach allem Gesagten und nach dem, was er mit eigenen Augen in der Welt geschaut, nicht den großen Abstand zwischen der Wirklichkeit und dem Ideale, dem Reiche Gottes und der Gerechtigkeit, das wir auf Erden errichten sollen? Unser Gewissen ruft uns auf, alle Geschäfte und Dinge dieser Welt gering zu achten und diesem Einen nachzujagen. Keine positive Religion, keine Kunst, keine Wissenschaft, kein Handel, weder Industrie noch Landwirtschaft verfolgt dieses einzige, wahre Ideal. Sie sind alle mit Selbstsucht, mit kleinlichem Gewinn, mit unfruchtbaren Märchen vom Jenseits beschäftigt. Sie können alle dem Elend des Menschen nicht wehren. Sie vermögen es nur, wenn sie von dem falschen Pfade umkehren und sich dem ewigen, uralten, und doch so neuen Gesetze der Gerechtigkeit in die Arme werfen, ihm leben und sterben. Und dieser hehren, unsterblichen Göttin kann auch der Geringste unter uns dienen. Jesus spricht: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen: gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Und wie man diese Freude, die Beseligung, das

Bewußtsein treuester Pflichterfüllung erlangen kann, sagt Jesus in derselben Rede: Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, werden alle Völker um ihn versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, gleich wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. Und er wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zu seiner Linken. Da wird dann der König sagen, zu denen zu seiner Rechten: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch von Anbeginn der Welt bereitet ist! Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen." Dann werden ihm die Gerechten antworten: „Herr, wann haben wir Dir das alles gethan?" Und der König wird antworten: „Wahrlich ich sage euch: Was ihr Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan."

Aber es giebt noch eine Klasse von Armen, denen selbst Liebe und Opfer nicht zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen können. Das sind die Unverbesserlichen und die Verbrecher. Cotter-Morison (Im Dienste der Menschheit, S. 227) sagt: „Je eher wir einsehen, daß schlechte Menschen schlecht bleiben, selbst wenn wir noch so viel dazu thun, sie zu verbessern, desto eher werden wir zu der Überzeugung kommen, daß das Wohlergehen der Gesellschaft die Unterdrückung und Ausrottung schlechter Menschen und die sorgfältige Pflege bloß der Guten fordert." Wie denkt sich Morison diese Ausrottung? Soll man die Unverbesserlichen töten? In die Kolonieen schicken? Oder soll man sie für immer in Gefängnissen, Arbeitshäusern oder Irrenanstalten unterbringen? In den Vereinigten Staaten zählt man etwa 60 Millionen Einwohner. Nun rechne man darauf drei Millionen Trunkenbolde, Faullenzer und Verbrecher: wer soll die Mittel dazu aufbringen, jene zu

unterhalten? Sollen die Wohlhabenden alles hingeben, um die Schlechten zu verhindern, Böses zu thun und Kinder mit schlechten Anlagen zu zeugen? In den europäischen Staaten könnten enorme Mittel flüssig gemacht werden, wenn man das Militär fast ganz abschaffte, diesen Wärwolf, der die Völker schon im Frieden auffrißt; es bedarf keines Krieges dazu. Wenn die tierische Gier nach Eroberungen schwiege, könnten Schiedsgerichte Streitigkeiten entscheiden. Die Fürsten und Republiken würden sich wohl zur Abrüstung entschließen, wenn ihnen ihr Besitzstand gewährleistet würde. Aber die unverschuldet! Verschuldeten, der sogenannte Adel, würden sich heftig dagegen auflehnen. Dann ginge ihnen der alte Glanz verloren. Aus erheucheltem Patriotismus geben sie ihre Söhne dem Vaterlande hin und opfern für eitlen Tand ihre Gelder; in Wahrheit, damit die edlen Söhne in Saus und Braus unsittlich leben und durch die Uniform ihr Hochmut, besser zu sein als die Bürgerkanaille, immer von neuem genährt werde.

Die Morisonsche Ausrottung ist also unausführbar. Aber die Sache liegt noch viel schlimmer. In der Einleitung bemerkt er sehr treffend, daß durch die Maschinenarbeit und ihre beständige Vervollkommnung immer mehr Menschen entbehrlich würden. Richtig! Rechnet man nun noch die Malthussche Vermehrung der Menschen hinzu, dann gelangt man allerdings zu einem trostlosen Resultat. Einerseits Überproduktion an Stoffen und Menschen, andererseits immer weniger Bedarf an Menschenhänden müssen die Arbeitslöhne so niederdrücken, daß in einigen Jahrzehnten eine große Krisis eintreten muß. Was dann? Wer wird die Millionen Arbeitslosen ernähren? Schon jetzt sind die Löhne und der Zinsfuß so stark heruntergegangen, daß die ersten Zuckungen des Erdbebens sich in Strikes und anderen Bewegungen, wie Nihilismus, Sozialismus und Anarchismus kund thun. Der einzige Trost des Menschenfreundes kann nur in dem Gedanken liegen, daß sich noch immer in der äußersten Not neue Hilfsquellen eröffnet haben. Freilich werden vielleicht auch bei entsetzlichen Revolutionen viele Millionen Menschen

vernichtet werden. Gewitter werden die Welt reinigen. Der Gang der Geschichte läßt sich von niemand aufhalten. „Ducunt volentem fata, nolentem trahunt: den Willigen führt das Geschick, den Widerstrebenden zieht es mit Gewalt." Die Konservativen z. B. in Deutschland wollen durchaus, Deutschland solle ein ackerbauender Staat bleiben, deshalb müsse das ganze Volk sie unterhalten. Aber Deutschland produziert schon lange nicht mehr so viel Getreide, wie es bedarf, und ist auf Import angewiesen. Zum Kauf aus fremden Ländern gehört Geld. Dies kann nur durch Arbeit und Industrie verdient werden. Naturgemäß ist Deutschland deshalb schon zu zwei Dritteln Industriestaat, und muß es bei zunehmender Volkszahl immer mehr werden, sonst müßten von den funfzig Millionen Einwohnern viele verhungern. Aber die nicht von ihnen selbst verbrauchten Produkte müssen auch an das Ausland verkauft werden, sonst bringen sie kein Geld ein. Schließt man nun das eigene Land durch Schutzzölle ab, so thun die fremden Länder, z. B. die Vereinigten Staaten es auch, und die deutschen Waren finden keinen Absatz. Haben aber die Bürger kein Geld, so muß Handel und Wandel, Zinsfuß und Steuerkraft nachlassen. Für so einfache Logik haben indessen die Deutschen, im besondern die Konservativen kein Verständnis, d. h. die letzteren wollen es nicht begreifen. O göttliche Gerechtigkeit, führest du deinen Reigen nur am Sternenzelt? Wirst du nie in die Herzen der selbstsüchtigen Menschen heruntersteigen? Wer bringt Hülfe? Auf die Karriere und Pension erwartenden, also in einer Zwangsjacke steckenden Beamten ist nicht zu rechnen. Es bleiben folglich nur die freien Bürger, Bauern und Arbeiter übrig. Verstünden sie ihre Interessen richtig und hielten als Eine Partei zusammen, dann könnten sie die Adelspartei im Parlament überstimmen und auf einmal erdrücken und jeder widerstrebenden Regierung zum Trotz ein wahrhaft konstitutionelles Regiment, gleiches Recht und gleiche Besteuerung für alle Staatsgenossen durchsetzen und einführen.

Dann würde auch für die Geistlichen der Grund wegfallen, abgestorbene Dogmen in die Seelen zu zwängen; und die Volksschule würde eine Lehrerin der Vernunft und der Wissenschaft, nicht eine Beschützerin verwelkter Glaubensartikel sein. Wie soll man aber das unwissende und politisch unreife Volk zu Einer Partei zusammenschmelzen? Es bleibt also bei der Ungerechtigkeit und ihren Folgen!

Wenn jemand eine Schuld beizumessen ist, kann man nur die Fürsten, den Adel und die Geistlichkeit verantwortlich machen. Sie könnten jetzt noch milde einlenken. In der Schule, in der Kirche und im Staate könnte man mit vernünftiger, wahrheitsgemäßer Erziehung und Belehrung beginnen, durch gleiche Besteuerung und Freihandel die Aussaugung der mittleren und unteren Stände beseitigen, den drohenden Weltbrand bei Zeiten verhindern. Aber der Adel, die großen Industriellen und die Geistlichkeit stecken tief im Egoismus. Sie denken: „Nach uns die Sintflut!“ Nun, wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Mit traurigem Herzen kann man nur mit Shakespeares Antonius ausrufen:

„Nun wirk' es fort. Unheil, du bist im Zuge; Nimm, welchen Lauf du willst.“

Wir aber wollen nicht verzagen, sondern stetig und kräftig Hülfe bringen, so lange wir es vermögen, immer die Fahne der Pflicht und der Selbstverleugnung unsern Gesinnungsgenossen vorantragend.

„Alle Mann auf Deck!“

„Die Gerechtigkeit erwartet, daß jedermann seine Pflicht thut.“